Pflegebetrüger auf Diebeszug S.5

Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

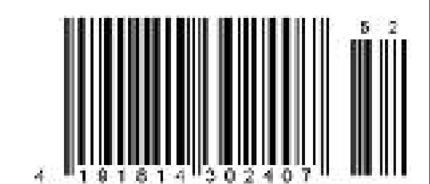
Einzelverkaufspreis: 2,40 Euro

Nr. 52 – Silvester 2011

Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland

C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE





2012: Die *PAZ* wünscht ihren Lesern ein gesundes Jahr und dass die Euro-Krise nicht alles Geld verbrennt

Bild: action press

Trügerische Zuversicht

Prognose für 2012 positiv – Deutsche nehmen Krise einfach nicht zur Kenntnis

Und eine Stimme sprach: Lächle und sei froh, es könnte schlimmer kommen. Und ich lächelte und war froh – und es kam schlimmer. Mancher wird diesen Spruch angesichts von Euro-Krise und Staatsverschuldung als das Motto sehen, das über dem zu Ende gehenden Jahr zu stehen scheint. Dennoch sind die Prognosen für 2012 positiv. Tatsächlich ist diese Zuversicht jedoch trügerisch.

Deutschlands Unternehmen gehen optimistisch in das kommende Jahr. Die Geschäfte laufen und das Weihnachtsgeschäft hat gezeigt, dass den Konsumenten das Geld noch immer recht locker sitzt. Der Ifo-Geschäftsklimaindex verheißt ebenfalls Gutes. Auch, wenn das Jonglieren mit billionenschweren Rettungsschirmen, Hebeln und Staatsanleihen den braven deutschen Michel schwindelig werden lässt, ist er selbst noch nicht unmittelbar von der Krise betroffen. Mag auch in Griechenland alles den Bach runtergehen und sich eine ähnliche Entwicklung in anderen europäischen Staaten abzeichnen, alles ist in bester Ordnung, solange unsere Wirtschaft weiter wächst und die Arbeitslosigkeit nicht ansteigt. Uns geht es doch gut, so lautet die tröstliche Devise.

> Über uns schwebt ein Bündel von Damoklesschwertern

Die Schlussfolgerung, die Deutschen seien plötzlich von Berufspessimisten zu Optimisten mutiert oder hätten eine besondere Fahigkeit zur Krisenresistenz entwickelt, geht jedoch fehl. In Wirklichkeit sind sie lediglich darin geübt, Krisen und Risiken einfach nicht mehr zur Kenntnis zu nehmen. Das hat eine nachvollziehbare Ursache. In den letzten Jahren wurden immer wieder Untergangsszenarien heraufbeschworen. Von der größten Weltwirtschaftskrise seit 1931 war die Rede, vom Untergang der Banken, von Massenarbeitslosigkeit und Not. Und doch hat Deutschland alles recht gut überstanden, nicht zuletzt dank staatlicher Maßnahmen. Die Bankenkrise ebenso wie die Konjunkturdelle. Die Bürger haben von all dem nur wenig mitbekommen. Weder wurden die Steuern drastisch angehoben noch sind die Lebensmittel knapp und teuer geworden. Lediglich die Energiepreise sind deutlich gestiegen, was die Konsumenten eher ärgert als bedroht, sich allenfalls zu einem Konjunkturhemmnis auswachsen könnte. Also, was soll uns schon passieren, solange wir nicht die Fehler der Griechen machen?

Diese Zuversicht ruht jedoch auf tönernen Füßen. Denn über unserem Land schwebt ein ganzes Bündel von Damoklesschwertern an einem nur seidenen Faden. Und wann diese fallen, wird nicht von uns bestimmt. Geht die Euro-Rettung schief, ist für uns alle Zahltag. Und der wird den derzeit noch so unbekümmerten Bundesbürgern ein böses Erwachen bescheren. Dann wird tatsächlich das eintreten, was seit Jahren prophezeit wurde: Sie werden eine Krise historischen Ausmaßes unmittelbar und mit schwerwiegenden Folgen erleben.

Trotz allem: Gehen wir frohen Mutes ins neue Jahr. Standen wir 2011 noch am Abgrund, könnten wir 2012 möglicherweise einen Schritt weiter sein. *Jan Heitmann*

Jan Heitmann:

Kind seiner Zeit

Einhundertundacht Jahre. Was für ein Leben, was für eine Zeit, die Johannes Heesters erlebt hat. Eine Zeit, in der zwei Weltkriege tobten, Reiche stürzten, Wirtschaftskrisen die Welt erschütterten. „Jopie" hat das alles erlebt. Sein Leben und seine Karriere verliefen dagegen ohne Brüche. Nach ersten Erfolgen als Schauspieler und Sänger zog er 1936 nach Deutschland. Hier eroberte er nicht nur die Herzen des Publikums, sondern auch die der NS-Machthaber.

Seine niederländischen Landsleute haben ihm diese Form der „Kollaboration" nie wirklich verziehen. Aus deren Sicht mag das sogar verständlich sein. Wie aber hierzulande immer wieder versucht wurde, ihm eine Verstrikkung in das NS-Regime anzudichten, ist abstoßend. Über Sympathiekundgebungen von ihm für den Nationalsozialismus ist nichts bekannt. Die deutsche Staatsbürgerschaft hat er nie angenommen, noch war er je NSDAP-Mitglied. Heesters hat sich selbst stets als unpolitischen Künstler bezeichnet. Er wollte nie etwas anderes, als die Menschen mit seiner Kunst unterhalten. Dass Goebbels ihn für seine Propagandazwecke missbraucht hat, scheint ihm niemals aufgegangen zu sein. Selbstreflexion war ihm fremd. Uns Nachgeborene mag das irritieren, aber wir müssen es ihm als Kind seiner Zeit zugestehen.

Es ist schon auffallend: Künstler, die in einer roten Diktatur Karriere gemacht haben, gelten so lange als unbefleckt, bis ihnen das Gegenteil nachgewiesen wird. Wer dagegen im „Dritten Reich" aufgestiegen ist, muss seine „Unschuld" beweisen. Selbst dann, wenn es keine Hinweise auf eine Schuld gibt. Wir werden ihn jedenfalls vermissen, den eleganten Gentleman mit Zylinder und Seidenschaal.

Liberale formieren sich

Dritte friedliche Massendemonstration in russischen Großstädten

Allein in Moskau sollen an Heiligabend wieder zwischen 30000 und 120000 Menschen auf die Straße gegangen sein, um ihre Stimme für mehr Demokratie und gegen das System Putin zu erheben. War es bislang so, dass die russische Regierung die Proteste als Unruhestiftung einzelner wenig organisierter Oppositioneller abtat, scheint sich – nicht zuletzt durch die Beteiligung immer mehr Prominenter – das Blatt zu wenden. Am vergangenen Wochenende mischte sich auch Michail Gorbatschow, der letzte sowjetische Staatschef, ein und gab Wladimir Putin den Rat, auf seine Kandidatur für das Präsidentenamt zu verzichten. Der aufgrund unüberbrückbarer Differenzen mit Präsident Dmitrij Medwedjew zurückgetretene ehemalige Finanzminister Alexej Kudrin trat bei der Kundgebung in Moskau als Redner auf. Er bot an, zwischen der Regierung und dem Volk zu vermitteln. Viele würden statt Medwedjew lieber ihn im kommenden Jahr als Premierminister sehen.

> Opposition nimmt an Fahrt auf

Die Organisatoren der Massenkundgebung gaben beim Meinungsforschungsinstitut „Levada" eine Umfrage in Auftrag, um herauszufinden, wer in Russland auf die Straße geht. Über 70 Prozent der Befragten bezeichnen sich als „Liberale" und gehören keiner Partei an. Es ist die russische Mittelschicht, gut ausgebildete Fachleute und Selbständige, die das Schicksal des Landes nicht länger Putins Beamtenapparat überlassen wollen.

Die Regierung zeigt bereits Reaktionen auf die Protestbewegung. Medwedjew kündigte die Wiedereinführung der Direktwahl von Gouverneuren an, Putin will einen Dialog mit dem Volk via Fernsehen und Internet führen.

Die Opposition hat die nächste Demonstration für Februar angekündigt. *M. Rosenthal-Kappi*

Täter passt nicht ins Konzept

Deutsche Medien schweigen zu antisemitischer Bluttat eines Arabers

In einem Göttinger Studentenwohnheim ist eine israelische Medizinstudentin am Vorweihnachtstag ermordet aufgefunden worden. Als dringend tatverdächtig hat die Polizei mittlerweile einen jungen Araber festgenommen. Nach Berichten ausländischer Medien soll er sein Opfer geköpft haben. Die 26-jährige Souad Hamza lebte als Tochter einer Jüdin in dem überwiegend von arabischen Israelis bewohnten Ort Kafr Kanna in Galiläa, bevor sie vor sechs Jahren zum Studium nach Deutschland gekommen war. Die Bluttat wurde von der Polizei entdeckt, nachdem ihre Familie den Kontakt zu ihr verloren und nach einigen Tagen den Leiter des Studentenwohnheims eingeschaltet hatte. Die Ermittler gehen davon aus, dass der aus einem „Nachbarland Israels" stammende Mann die Tat aus antisemitischen und nationalistischen Motiven begangen hat. Warum er sich mit welchen Status in Deutschland aufgehalten hat, ob er Hintermänner hatte und wie er den Mord genau geplant hat, teilte die Polizei nicht mit.

> Aufenthaltsstatus des Mörders unbekannt

Auffällig ist das kollektive Schweigen im deutschen Blätterwald zu der Mordtat. Während ausländische Medien wiederholt über den Fall und die genauen Tatumstände berichteten, verloren die hiesigen Medien darüber kaum ein Wort. Vor allem darüber, dass das Opfer auf grausame Weise geköpft wurde, wurde nicht berichtet. Hätte es sich bei dem Täter um einen Deutschen gehandelt, womöglich noch um einen mit mutmaßlich rechtsextremistischem Hintergrund, hätte es die Geschichte sicherlich in die Hauptnachrichtensendungen und auf die Titelseiten geschafft. Und Bundespräsident Christian Wulff hätte vielleicht sogar noch seine Weihnachtsansprache umgeschrieben. *J.H.*

MELDUNGEN

Zwei Welten

Berlin – Mehr als ein Drittel der Altersrentner bekommt im Monat unter 600 Euro, vermeldete die „Bild"-Zeitung vor wenigen Tagen, während drei Viertel der Staatsdiener über 2000 Euro Pension erhielten. Die Boulevardzeitung berief sich dabei auf den Rentenversicherungsbericht der Bundesregierung 2011. Die Begründung dafür, dass die durchschnittliche Altersrente 2010 740 Euro betrug, wohingegen das durchschnittliche Ruhegehalt von Ex-Beamten 2780 Euro betragen habe, sei ein grundsätzlich höheres Versorgungsniveau der Staatsdiener. Dies läge bei rund 69 Prozent des letzten Bruttogehalts, während es bei Rentnern derzeit bei etwa 48 Prozent angesiedelt sei. Außerdem würden die meisten Staatsdiener in oberen Gehaltsgruppen angesiedelt sein und über eine bessere Bildung verfügen (siehe Seite 8). *Bel*

Israel kämpft gegen Spaltung

Beit Shemesh – Südwestlich von Jerusalem hat die Polizei mehrere hundert ultra-orthodoxe Juden gewaltsam zurückdrängen müssen, als deren Demonstration für eine strikte Geschlechtertrennung im öffentlichen Leben eskaliert war. Israels Staatspräsident Shimon Peres rief daraufhin die israelische Bevölkerung auf, sich gegen derartige extremistische Forderungen zu wehren. „Die gesamte Nation muss mobilisiert werden, um eine Mehrheit aus den Händen einer kleinen Minderheit zu befreien", so Peres in einem Zeitungsartikel. In dem Ort Beit Shemesh haben ultra-orthodoxe Juden bereits Schilder aufgehängt, die Männer und Frauen dazu aufrufen, unterschiedliche Gehsteige zu benützen. Ein Film-Team war von ultra-orthodoxe Juden attackiert worden, als es ein anderes Schild filmte, auf dem Frauen aufgefordert wurden, nicht vor der Synagoge stehen zu bleiben. *Bel*

Auch deutschen Opfern eine Stimme geben

US-Studentin erregt mit Dokumentarfilm über die Vertreibung von Deutschen Aufsehen

„Der vergessene Genozid" behandelt die Vertreibung der Donauschwaben und erinnert an ein Unrecht, das die USA zuließen.

Bereits 2010 überschrieb die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" einen Beitrag über die Arbeit der Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung", die eine Dauerausstellung über die Vertreibung von 60 bis 80 Millionen Menschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erarbeiten soll, mit den Worten „Unsichtbares Zeichen". Die Zeitung spielte dabei auf den Titel „Sichtbares Zeichen" an, den sich die Bundesregierung als Arbeitstitel für das Projekt ausgedacht hat. Auch Ende 2011 ist noch nicht viel sichtbar geworden. Da freut es umso mehr, dass zumindest in den Weiten des Internets eine Dokumentation kursiert, die beweist, dass es auch anders geht. Die US-Studentin Ann Morrison hat unter http://www.youtube.com/watch?v=kn0YUsKNv1E&feature=related einen Ausschnitt ihrer Dokumentation der ganzen Welt zugänglich gemacht, in der sie über den „Vergessenen Genozid" berichtet. Eigentlich hatte die an der eher unbedeutenden Universität Merimac in St. Louis (Bundesstaat Missouri) studierende Morrison für ihre Bachelor-Arbeit sich der Frage annehmen sollen, wie man durch eine Dienstleistung die Welt verbessern könne. Ganz gegen den allgemeinen Trend empfahl sie nicht, Müll zu trennen, CO_2 einzusparen oder Brot für die Welt zu sammeln, sondern begann stattdessen Erinnerungen von Zeitzeugen filmisch festzuhalten, um in den USA etwas ins Bewusstsein zu rufen, das dort kaum einer weiß: die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. „Millionen schrien, doch keiner hörte hin", so schreibt sie auf ihrer Internetseite www.annsfilms.com. „Der Zweite Weltkrieg endete im Mai 1945 für Deutschland, aber nicht für die Millionen Deutschen, die in Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, Tschechoslowakei, Ostpreußen und den es umgebenden Regionen lebten", informiert Morrison.

Am Beispiel der Donauschwaben entschied sich die Studentin 2009, das Elend von Flucht und Vertreibung deutlich zu machen. Die polnisch-stämmige US-Bürgerin hatte den Eindruck, dass die meisten Amerikaner, wenn sie von „Deutschen" hören, diese immer noch mit „Nazis" assoziieren. Dieses Vorurteil wollte sie relativieren und über jene berichten, die ihre Heimat verloren. Für ihre Arbeit reiste sie durch die USA, Kanada und Europa und befragte Zeitzeugen. 180 Zeitzeugenberichte soll sie inzwischen gesammelt haben. Und auch wenn man

Deutsche Vertriebene statt Klimarettung und Mülltrennung

ihrer Dokumentation ansieht, dass sie nicht von einem Profi gemacht wurde, so erstaunt doch das Engagement, das Morrison, die sich vor allem über Spenden Heimatvertriebener finanzierte, aufbrachte. „Ich muss dieses Projekt machen, die Gerechtigkeit verlangt es", wird die Filmproduzentin zitiert, die brisanterweise in eine jüdische Familie eingeheiratet hat.

„Der vergessene Genozid" dürfte Morrison in den USA nicht nur Freunde gemacht haben. Nur ungern wird man daran erinnert, dass man Europa von Hitler befreite, die Deutschen dann aber ähnlich behandelte, wie der als Unmensch und Massenmörder bekämpfte Hitler.

Für ihre Arbeit befragte die Studentin auch den in Genf lebenden Völkerrechtler Alfred M. de Zayas. De Zayas, der in Harvard studierte, hat bereits mehrere Bücher über die Vertreibung der Deutschen veröffentlicht. Manchen dokumentiert er ihr Leid allerdings zu detailliert. Der Petitionsausschuss des Bundestages will de Zayas nicht als wissenschaftliche Quelle gelten lassen, da er angeblich durch eine „einseitige Opferperspektive wissenschaftlichen Standards der Geschichtswissenschaft nicht gerecht" werde. Mancher hört eben nicht gern, dass es auch deutsche Opfer des Zweiten Weltkrieges gegeben hat: „Die Absicht, deutsche Volksgruppen zu vernichten, ist nachweisbar für den Fall sowohl des Tschechoslowaken Edvard Benesch als auch des Jugoslawen Josip Broz Tito", so de Zayas anlässlich Morrisons Dokumentation. „Ausreichende Beweise dafür sind ihre eigenen Reden und Dekrete", fährt er fort. Das seien Taten gewesen, die die Vertreibung der Deutschen aus jenen Ländern zum Völkermord stempeln würden. Von besonderer Bedeutung sei in diesen Fällen die Tatsache, dass die Vertreibungen nicht auf individuellen Vergehen der Opfer, sondern ausschließlich aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse basierten. Auch habe es keine Gerichtsverfahren gegeben, die bewiesen hätten, dass die Vertriebenen irgendwelche Handlungen begingen, die ihre Vertreibung gerechtfertigt hätten. „Ihre Vertreibung war die Folge absichtlicher rassischer Diskriminierung und stellte eine Art Staatsterror dar", ist der Völkerrechtler überzeugt. Für ihn sind die deutschen Vertriebenen nicht nur Opfer eines Unrechts, sondern auch Opfer des Schweigens: „Ihr Leid wurde viel zu lange ignoriert. Sie sind Opfer von Gleichgültigkeit, Ablehnung, Verleumdung und fortgesetzter Diskriminierung." *Rebecca Bellano*



Aus dem allgemeinen Bewusstsein verschwunden: Die Vertreibung von Deutschen 1945 und danach Bild: Bundesarchiv 146-1985-021-09



Ann Morrison

Die Schulden-Uhr:

Ende der fetten Jahre

Nicht einmal in fetten Jahren sieht sich die Bundesregierung in der Lage einen ausgeglichenen Haushalt aufzustellen, geschweige denn die über die Jahre angehäuften Schulden abzubauen. Umso schlimmer, dass ein Ende der fetten Jahre bevorzustehen scheint. „Wenn es zu einer Rezession kommt, dürften die Steuereinnahmen deutlich geringer ausfallen als geplant", warnt der Analyst der Bremer Landesbank Rüdiger Janßen. Während die Bundesregierung (zweck-)optimistisch von einem Wirtschaftwachstum von rund einem Prozent ausgeht, erwartet das Ifo-Institut nur 0,4 Prozent, und das gewerkschaftsnahe IMK-Institut erwartet sogar eine Schrumpfung der Wirtschaft um 0,1 Prozent (siehe Seite 7). *M.R.*

2.028.851.713.598 €

Vorwoche: 2.027.798.272.720 €
Verschuldung pro Kopf: 24.833 €
Vorwoche: 24.820 €

(Dienstag, 27. Dezember 2011, Zahlen: www.steuerzahler.de)

Kalte Dusche aus Washington

USA fordern Ankara zur Rückgabe von armenischem Eigentum auf

Der Genozid an den Armeniern holt die Türkei ein. Die französische Nationalversammlung hat ein Gesetz beschlossen, das die Leugnung und Billigung jeglicher Völkermorde und Verbrechen gegen die Menschlichkeit unter Strafe stellen würde – nicht nur die des Holocaust. Ab sofort dürfen türkische Diplomaten in Frankreich nicht mehr jede Politikerrede aus der Heimat ungestraft verbreiten. Denn die Leugnung des Genozids an den christlichen Armeniern 1915 ist türkische Staatspolitik.

Wenige Tage zuvor, am 13. Dezember, ist den Armeniern ein noch größerer politischer Erfolg gelungen, über den deutsche Medien indes kaum berichtet haben: Das US-Repräsentantenhaus hat mit großer Mehrheit die Türkei dazu aufgefordert, nicht nur „alle Formen der religiösen Diskriminierung" zu beenden, sondern ganz konkret „Kirchen, Klöster, Schulen, Krankenhäuser, Denkmäler ... und anderen religiösen Besitz, einschließlich beweglicher Vermögenswerte" an ihre rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben.

Diese Entschließung Nr. 306 hat es in sich, denn die Bereitschaft zur Rückgabe enteigneter Güter ist allemal die Nagelprobe dafür, ob schöne Reden über Menschenrechte und Gleichberechtigung ernst gemeint sind oder nicht. Der US-Gesetzgeber hat mit diesem Beschluss zu verstehen gegeben, dass er Enteignungen im Zuge von Verbrechen gegen die Menschlichkeit für unverjährbar hält – anders lassen sich seine Rückgabeforderungen nach fast

Wiedergutmachung nach fast 100 Jahren?

100 Jahren nicht begründen. Aus Sicht der deutschen Vertriebenen ist diese Rechtsposition bemerkenswert, um nicht zu sagen sensationell.

Auch was die heutige Lage der Christen in der Türkei angeht, wurde in Washington Klartext geredet: „Trotz der jüngsten Behauptungen von Ministerpräsident Erdogan über Fortschritte bei der Religionsfreiheit sind die christlichen Gemeinden in der Türkei weiterhin mit schwerer Diskriminierung konfrontiert", erklärte der Initiator der überparteilich unterstützten Resolution, Ed Royce, ein Republikaner. Aus den Parlamenten Europas sind solche deutlichen Worte kaum zu vernehmen. Dabei sind die Europäer von türkischen Menschenrechtsverletzungen direkter betroffen als die USA, denn Ankara drängt in die EU.

„Die Annahme der Resolution ... ist ein großer Sieg für die Religionsfreiheit rund um die Welt und ein Wendepunkt im Kampf des armenischen Volkes um Religionsfreiheit", erklärte der (demokratische) Kongressabgeordnete David Cicilline. Natürlich haben auch die Vertreter der Armenier in den USA diese Resolution begrüßt. Die Entscheidung, die nicht nur gegen den Widerstand von Ministerpräsident Erdogan, sondern „leider auch gegen den der Regierung unseres eigenen US-Präsidenten" gefallen sei, reflektiere die weltweit wachsende Einigkeit, „dass die Türkei – beginnend mit Rückgabe Tausender gestohlener Besitztümer christlicher Kirchen – ihre Verantwortung annehmen muss", erklärte Ken Hachikian, der Vorsitzende der US-armenischen Organisation ANCA. Zwar dürfte der Beschluss kaum schnelle Folgen haben. Doch er zeigt, dass für die Opfer schwerster Menschenrechtsverletzungen auch nach langer Zeit noch politische Erfolge möglich sind. *K.B.*

Rechte Verlierer

Schweizer Volkspartei: dreifaches Debakel

Die konservative Schweizer Volkspartei (SVP) steht am Scheideweg: Soll sie dem altbewährten Konkordanzsystem treu bleiben und weiter in der siebenköpfigen Regierung konstruktiv mitarbeiten? Oder wäre es besser, sich in der Opposition personell und inhaltlich zu erneuern?

So oder so – die SVP ist die Verliererin des Jahres, und das gleich dreifach. Erst gingen ihr bei den Nationalratswahlen am 23. Oktober die Wähler von der Stange. Zwar blieb sie mit 26,6 Prozent (minus 2,4) stärkste Partei, büßte aber acht Parlamentssitze ein. Hingegen brachte die Sozialdemokratische Partei das Kunststück fertig, trotz Stimmenverlusten (minus 0,85 Prozentpunkte) drei Mandate hinzuzugewinnen.

Alpen-Berlusconi im Westentaschenformat

Trotzig bliesen die Konservativen nach dem ersten Debakel zum „Sturm aufs Stöckli", der aber nur im sprichwörtlichen Wasserglas stattfand. Denn auch im Ständerat wurde die SVP arg gerupft; spektakulär war vor allem die Wahlschlappe des Parteigranden Christoph Blocher.

Im dritten Akt nahm das Unheil seinen weiteren Lauf: Am 14. Dezember wählten beide Kammern die sieben Regierungsmitglieder (Bundesräte). Die Volkspartei versuchte alles, um die ihr kräftemäßig zustehenden zwei Departements (Ministerien) zu erobern – und machte dabei aber alles falsch. Ohne Rücksicht auf (eigene) Verluste wurden mögliche Verbündete attackiert und verärgert; am Ende blieb es bei Verteidigungsminister Ueli Maurer als einzigem SVP-Bundesrat.

Nach dem dreifachen Debakel wird die interne Kritik an Strategie und Themensetzung der Parteispitze immer lauter. So forderte der frühere Bundesrat Adolf Ogi, Christoph Blocher solle sich „geordnet und schrittweise" aus der Politik zurückziehen. Daran aber scheint der ehemalige Parteichef und Bundesrat vorerst nicht zu denken: Parallel zur gescheiterten Stöckli-Kandidatur versuchte er, sich die „Basler Zeitung" als politische Plattform anzueignen – und wird nun als „Alpen-Berlusconi im Westentaschenformat" verspottet. *Hans-Jürgen Mahlitz*

Ausgekurbelt

Von THEO MAASS

Am Mittwoch vor Heiligabend fiel im traditionsreichen Kino „Die Kurbel“, im Westteil Berlins in einer Seitenstraße des Ku'damms gelegen der letzte Vorhang. Alle 346 Plätze im großen Vorführsaal waren besetzt, als das Bürgerkriegsepos „Vom Winde verweht“ lief. Hundertmal habe auch ich Rhett Butler, der sich erst spät der Sache der Konföderation anschloss, und Scarlett O'Hara, die erst nach dem Krieg den Wert des eigenen Grundes und Bodens schätzen lernte, gesehen.

Auch die jahrzehntelange Frage: „Kriegen sie sich noch?“ hat nicht nur die Herzen kleiner Mädchen bewegt. In der Kurbel hatte der Streifen am 4. Dezember 1953 Deutschlandpremiere und lief dann weitere 28 Monate dort. Sogar die Busschaffner der BVG konnten den Fahrgästen damals sagen, wo sie aussteigen mussten. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm die „Kurbel“ als eines der ersten Kinos Berlins den Betrieb wieder auf. Aber Hausbesitzer Symcha Karolinski, Mitinhaber einer großen Immobilienfirma, bleibt hart. Das Internetportal „Immobilien 24“ weiß warum: „Der Grund für die Schließung ist einzig und allein, mehr Geld einzunehmen, da Kinobetreiber meist weniger als andere Branchen für den Quadratmeter zahlen.“

Wie viel mehr der Alnatura-Supermarkt nun an Miete berappt als das alte Kino, ist ungewiss. Aber Karolinski zeigt sich wenig verhandlungsbereit. Weder die Initiative „Rettet die Kurbel“, die im Kiez immerhin 7500 Unterschriften sammelte, noch die Vorstöße des Bezirksbürgermeisters Reinhard Naumann (SPD) und des zuständigen Stadtrats Marc Schulte (SPD) beeindruckten ihn. Im Gegenteil: Karolinski wurde zwischenzeitlich rabiat und droht mit einer Vertragsstrafe gegen „Alnatura“, sie solle aus dem Vertrag aussteigen. Der Biomarkt hatte verlauten lassen, er wolle einer Weiterführung des Kinobetriebs nicht im Wege stehen.

Christian Berg vom „Medienboard Berlin-Brandenburg“ beklagt: „Nachdem im Bezirk in den vergangenen 20 Jahren zahlreiche Kinos konzeptlos weggestorben sind, ist nun eine politische Lösung gefragt.“ Tatsächlich gäbe es einige Möglichkeiten, hofft die Initiative: Sollte der Platz um das Kino Fußgängerzone werden, hätten Lieferanten es schwer, den Markt zu erreichen. Die Umbaupläne des Hauses müssten vom Baustadtrat genehmigt werden. Karolinski fühlt sich bedrängt und hat Anzeige erstattet. „Das sind Biedermänner als Brandstifter“, beschimpft er die Anwohner.

Erst vor einigen Wochen traf ich in dem Kino bei einer Vorstellung den grünen Bundestagsabgeordneten Hans-Christian Ströbele. Meine Frau – nach Ephraim Kishon die beste von allen – kochte vor Wut, weil sie ihn nicht leiden kann. Ich gab zu bedenken, dass er im Bundestag immerhin gegen den EU-Rettungsschirm gestimmt hatte. Das stimmte sie wieder milde.

Skandälchen statt Politik

»Piraten«-Partei bietet seichte Unterhaltung für Boulevardpresse, aber keine politische Alternative



Ratlos: Die politische Geschäftsführerin der Piratenpartei, Marina Weisband, der Vorsitzende der Piratenpartei, Sebastian Nerz (M.), und der stellvertretende Vorsitzende der Piratenpartei, Bernd Schloemer, wissen auch nicht recht, wie sie auf Sexvideos und Besäufnisberichte ihrer Truppe im Internet reagieren sollen

Bild: M. Vedder/dapd

Erst gefeiert, dann verspottet: Mit ihrem Einzug ins Berliner Abgeordnetenhaus vergangenen Herbst wurden die „Piraten“ zum neuen Star der deutschen Parteienlandschaft hochgejubelt. Seitdem arbeiten die Polit-Neulinge vor allem an ihrer eigenen Demontage.

Eine eher linke Berliner Tageszeitung verglich dieser Tage die „Piratenpartei“ mit Berlins Fußballskandalnudel Hertha BSC und empfahl der Partei, sich zur Lösung der internen Probleme eines neutralen Moderators zu bedienen. Die 2006 in Deutschland gegründete Formation hatte sich seither an verschiedenen Urnengängen beteiligt und zwischen 0,2 und zwei Prozent Stimmenanteil erzielt. Erst bei den Wahlen zum Berliner Abgeordnetenhaus im vergangenen September waren die Neulinge wirklich erfolgreich. Allerdings sah es zunächst gar nicht nach einem Erfolg aus, was Gerüchte über „Fremdeinwirkungen“ nährte. Tatsächlich war in den Umfragen noch Anfang August nicht mit einem Erfolg zu rechnen.

Hauptleidtragende des „Piraten“-Erfolgs waren die Grünen, die sich schon als stärkste Partei sahen und davon träumten, den nächsten Regierenden Bürgermeister zu stellen. Am Ende standen sie mit leeren Händen da. Im gleichen Maße erwiesen sich Klaus Wowereits Sozialdemokraten als Nutznießer des „Piraten“-Erfolgs. Sie konnten ihre Position als stärkste Partei souverän behaupten und mit der dankbaren CDU ein Bündnis schmieden.

Der Berliner Sieg der „Piraten“ gründet sich auf das ständig größer werdende Protestpotenzial in der Hauptstadt und das Fehlen einer glaubwürdigen Protestpartei. Weder „Freiheit“ noch „Pro Deutschland“ wurden von den Wählern als eine solche angesehen. Und die Linkspartei war nach ihrer langjährigen Regierungsbeteiligung als Protestventil auch nicht mehr zu gebrauchen.

Manch einer vergleicht nun die „Piraten“ mit der Alternativen Liste in Berlin, die am 10. Mai 1981 mit 7,2 Prozent erstmals in das West-Berliner Landesparlament einzog. Aber der Vergleich hinkt gewaltig, weil der intellektuelle Hintergrund der „Alternativen“ – von ganz weit links kommend – ein ganz anderer war als jener der heutigen „Piraten“. Ex-Kommunarde Dieter Kunzelmann schaffte es 1981 medial große Aufmerksamkeit zu erzeugen, als er in typischer Sponti-Manier dem Regierenden Bürgermeister ein rohes Ei auf den Kopf schlug und ihn dazu anblaffte: „Fröhliche Ostern, du Weihnachtsmann.“

> Die Umfragewerte deuten immer stärker nach unten

Die „Piraten“ bieten stattdessen nur langweilige Skandälchen wie den, dass die erst 19-jährige Abgeordnete Susanne Graf ihren „Lebensabschnittsgefährten“ Christopher Lang (25) als Mitarbeiter einstellte, oder dass ein anderer „Pirat“ Bilder von sich beim angeblichen Kokainschnupfen im Internet kursieren ließ, während ein weiterer mit einem „Palästinensertuch“ im Parlament lauwarm provoziert. Bezüglich einer Klausurtagung der Fraktion kursierten im Internet Berichte über Darmblähungen und Besäufnisse. Als einzigen Erfolg konnte die Opposition bisher den Abschuss von CDU-Justizsenator Michael Braun verbuchen. Die „Piraten“ jedoch hatten daran keinen Anteil. Auch in den Berliner Bezirksverordnetenversammlungen spielen sie nach Aussage eines einflussreichen CDU-Fraktionsvorsitzenden die „Fliege an der Wand“, die keinen stört, mit dem Geschmack eines Schlucks Wasser, der bekanntlich nach nichts schmeckt.

Bundesweit zeigen die Umfragwerte der „Piraten“ neuerdings nur noch in eine Richtung: nach unten. Die neueste Befragung der Forschungsgruppe Wahlen sieht die „Piraten“ bei der nächsten Bundestagswahl schon gar nicht mehr im Parlament.

Das verwundert nicht, denn auch Protestwähler erwarten so etwas wie eine politische Linie. Die ist von den „Piraten“ offenbar nicht zu erwarten. Stattdessen lauter kleine Peinlichkeiten. So hat ein 16-jähriges Parteimitglied kompromittierende Fotos von (Piraten-)Frauen ins Internet gestellt und ein (Piraten-)Pärchen heimlich beim Sex auf einer Party gefilmt. Parteisprecher Ben de Biel entschuldigt: „Wir sind eine soziale Gruppe, in der es schräge und auch schwierige Leute gibt.“ Angeblich versuchte der Jugendliche, sein Wissen wirtschaftlich zu nutzen und Parteifreunde mit dem gesammelten Material zu erpressen. Einen guten Eindruck hinterließ auch nicht der Umstand, dass vier der „Piraten“-Abgeordneten bei dem Unternehmen Hoccer des „Piraten“ Pavel Mayer in Lohn und Brot stehen. Die Konrad-Adenauer-Stiftung sah darin eine „Vertuschung von Interessenkonflikten“.

Die neue Geschäftsführerin der Berliner Fraktion, Daniela Scherler, war in ihrem früheren beruflichen Leben Politologin und Heilpraktikerin und hielt esoterische Seminare ab. In ihrem Buch „Du hast die Macht über Dich“ vertritt sie zweifelhafte Theorien über Aids und propagiert eigenwillige Thesen über den Welthunger. Bundesgeschäftsführerin Marina Weisband brilliert mit Vorschlägen für ausgefallene Abendgarderobe denn mit politischen Geistesblitzen. Im Internet trällert die fotogene 24-Jährige: „Du brauchst ein Cocktailkleid, hast aber gerade keins da? Greif in den Schrank deines Mannes. Habe ich gestern auch gemacht. So geht's.“

„Compact“-Chefredakteur Jürgen Elsässer (früher bei Blättern wie „Konkret“ und „Neues Deutschland“), als „Nationalkommunist“ sozusagen Fachmann in Sachen Revolution, hat nur noch Spott für die Polit-Neulinge: „Ein Gespenst geht um in Deutschland, oder besser gesagt: ein Phantom. Die Piraten sind überall, aber nirgends sind sie zu sehen.“ *Hans Lody*

Steuergelder für Solar-Pleite

Fotovoltaik-Firma Solon bekam Millionenbürgschaften vom Staat

Der Berliner Solarzellenhersteller Solon, einst ein Vorzeigeunternehmen der deutschen Fotovoltaik-Branche, hat Insolvenz beantragt. Wie vom Unternehmen mitgeteilt wurde, sind Gespräche mit Banken und einem potenziellen Investor aus Asien über eine finanzielle Restrukturierung gescheitert. Das Unternehmen, das inzwischen mit 400 Millionen Euro bei seinen Gläubigern in der Kreide steht, konnte bereits im Jahr 2010 nur durch Bürgschaften der öffentlichen Hand vor der Pleite bewahrt werden. Im Jahr 2011 häuften sich allein in den ersten neun Monaten weitere operative Verluste von 113 Millionen Euro an.

Neben dem Land Mecklenburg-Vorpommern, das für rund zehn Millionen Euro bürgt, liegen Garantien des Bundes über 70 Millionen Euro und des Landes Berlin in Höhe von 38 Millionen Euro vor. Ob und in welcher Höhe die geleisteten Bürgschaften fällig werden, wird sich erst nach Abschluss des Insolvenzverfahrens erweisen. Das Land Berlin hat dem Unternehmen Solon allerdings, außer mit Bürgerschaften, auch noch mit weiteren Fördergeldern unter die Arme gegriffen: Für den Bau der Solon-Firmenzentrale machte der Senat fast elf Millionen Euro locker, eine Fertigungsanlage auf dem Stadtgebiet wurde zusätzlich mit 3,4 Millionen Euro gefördert, weitere Projekte mit noch einmal fünf Millionen Euro unterstützt.

> Auch staatliche Zuschüsse flossen üppig

Wie vom Unternehmen mitgeteilt wurde, sind Löhne und Gehälter für die 811 Solon-Mitarbeiter, von denen allein 511 ihren Arbeitsplatz in Berlin haben, zunächst bis Ende Februar 2012 gesichert. Die Zukunft des Unternehmens hängt maßgeblich von einem Gutachten ab, das der vorläufige Insolvenzverwalter Rüdiger Wienberg in den nächsten Wochen erstellt. Angesichts der Marktsituation in der Fotovoltaik werden die Chancen für ein Weiterführen der Produktion bei Solon allerdings als gering eingeschätzt.

Die 1996 gegründete Firma Solon galt lange Zeit als Vorzeigeunternehmen der deutschen Solar-Branche, unter anderem, weil sie im Jahr 1998 als erste Solarzellenhersteller den Gang an den Aktienmarkt wagte. Der Börsenwert des Unternehmens betrug zeitweise 1,5 Milliarden Euro. Nur wenige Tage nach Solon hat am 21. Dezember auch das Erlanger Unternehmen Millenium Solar seine Zahlungsunfähigkeit einräumen müssen und beim Amtsgericht Fürth einen Insolvenzantrag gestellt. *Norman Hanert*

Coca-Cola kommt

Friedrichshain: Keine Lust auf Kapitalisten

Coca-Cola verlegt seinen Deutschland-Sitz vom Standort Friedrichstraße in Berlin-Mitte nach Friedrichshain am Osthafen. „Wir sind seit 1998 an der Friedrichstraße und suchten nach Auslaufen des Mietvertrages 2013 einen anderen zentrumsnahen Standort“, erklärte Unternehmenssprecher Gert Harzmann. Der Grund läge in betriebswirtschaftlichen Überlegungen – mit anderen Worten: Coca-Cola will die hohe Miete am Standort Friedrichstraße nicht mehr zahlen. Die Gegend um den Osthafen sei „die beste Lösung“ gewesen. Coca-Cola betreibt 24 Abfüllbetriebe mit rund 10 000 Mitarbeitern in Deutschland. Davon sind etwa 450 Mitarbeiter in der Zentrale beschäftigt.

Stadtteilbürgermeister Franz Schulz (Grüne) überlegt sich schon, wie er die Neuankömmlinge ärgern kann: „Wie groß so ein Schriftzug wird, wird eines der Themen in unserer Bauplanungsbehörde sein.“ Obwohl es in dem von Alternativen und Autonomen bewohnten Bezirk zu Protesten auch gewalttätiger Art gegen den Zuzug von für den Kapitalismus stehenden Unternehmen kam, ist der Drang der Wirtschaft in dieses Quartier ungebrochen. So bezog 2003 das Musikunternehmen „Universal“ das historische Eierkühlhaus. Bald folgte der Sender „MTV“. Als 2007 McDonalds in Kreuzberg in der Wrangelstraße eine McDrive-Filiale eröffnen wollte, hatten Proteste keinen Erfolg. Der grüne Bundestagsabgeordnete Hans-Christian Ströbele kommentiert das auf seiner Internetseite: „McDonalds war leider nicht zu verhindern! Trotz Widerstand der AnwohnerInnen im Herbst 2007 eröffnet. Nur der Boykott kann da helfen!“ *H. Lody*

> Bereits andere Firmen boykottiert

Euro-Gegner tagen in Berlin

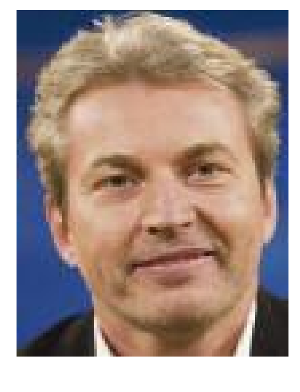
Am 18. Februar findet die zweite „Aktionskonferenz: Bürger gegen Euro-Wahn – Volksentscheid Jetzt!“ statt. Die erste Veranstaltung dieser Art in Berlin besuchten im September 2010 knapp 800 Teilnehmer. Organisator ist wieder der Chefredakteur des „Compact“-Magazins Jürgen Elsässer. Ort ist das „con.vent Hotel“ in Berlin-Adlershof, Rudower Chaussee 17, Beginn ist um 9.30 Uhr. Der Eintritt bei Anmeldungen bis zum 10. Januar beträgt 45 Euro. Neben den bekannten Eurokritikern Albrecht Schachtschneider und Wilhelm Hankel wird der Vorsitzende der britischen UKIP-Partei, Nigel Farage (Mitglied des EU-Parlaments), erwartet, ebenso Eike Hamer vom Mittelstandsinstitut Niedersachsen. An einer Podiumsdiskussion wird sich der Bremer Bürgerschaftsabgeordnete Jan Timke (Partei „Bürger in Wut“) beteiligen. Zum Abschluss planen die Veranstalter eine gemeinsame Aktionserklärung der Teilnehmer. Anmeldungen unter www.euro-konferenz.de *H.L.*

Zeitzeugen



Christa Goetsch – Die ehemalige grüne Bildungssenatorin Hamburgs wollte das von Sozialdemokraten über Jahrzehnte kaputt reformierte Schulsystem noch einmal reformieren und die bisher erfolgreichste Schulform, das achtjährige Gymnasium, zugunsten von Gesamt- und Stadtteilschulen abschaffen. Nur ein Volksentscheid und eine folgende Wahlniederlage verhinderten ihre Pläne. Inzwischen ist es sehr ruhig und einsam um die ehemalige Zweite Bürgermeisterin geworden, die noch im Hamburger Landesparlament sitzt.

Josef Kraus – Jede Menge Polemik muss sich der 62-jährige Präsident des Deutschen Lehrerverbandes immer wieder anhören, weil er für das gegliederte und erfolgreiche deutsche Schulsystem eintritt. Hartherziger als Steine sei er und „Ewig-Gestrige“ seien ihm gegenüber ja noch fortschrittlich, monieren seine Kritiker. Dennoch lässt es sich Kraus nicht nehmen, gegen Kuschelpädagogik zu streiten.



Michael Winterhoff – Der Kinderpsychiater („Warum unsere Kinder Tyrannen werden“) sieht das Gleichgewicht von Eltern und Kindern gefährdet. Mehr Gelassenheit seitens der Eltern, aber auch mehr Orientierung für die Kinder, fordert Winterhoff. Eltern sollten Kinder wie Kinder und nicht wie kleine Erwachsene oder Partner behandeln. Respekt und Regeln seien für ein gesundes Aufwachsen unverzichtbar, so der 56-Jährige.

John Stuart Mill – Schon mit drei Jahren begannen die Eltern des berühmten Philosophen und Ökonomen (1806–1873) mit der Ausbildung ihres ersten von neun Kindern. Er begann mit dem Erlernen von Griechisch und Latein, später sprach er auch fließend Deutsch und Französisch. Berühmt wurde Mill später als Vertreter des Utilitarismus, des Nützlichkeitsprinzips, und als Nationalökonom.



Monika Hohlmeier – Sieben Jahre lang war die Tochter von Franz-Josef Strauß bayrische Kultusministerin und damit verantwortlich für eines der erfolgreichsten Schulsysteme Deutschlands. Das gegliederte Schulsystem versuchte sie flexibler und durchlässiger für verschiedene Bildungswege zu machen; so konnte beispielsweise die Hochschulreife auch über Fach- und Berufsoberschulen erreicht werden. Ihre zwei Kinder schickte sie lieber auf die Waldorfschule.

Flucht in die Privatschulen

Besonders kirchliche Einrichtungen erfreuen sich großer Beliebtheit

Eltern und Kinder stehen demnächst wieder einmal vor einer schwierigen Entscheidung. Wo sollen die Kinder im nächsten Schuljahr eingeschult werden, wo den schulischen Weg fortsetzen? Ein gutes Abitur auf einer staatlichen Schule garantiert heute nicht mehr einen erfolgreichen Start ins Studium. Viele Eltern wählen dann lieber gleich den Weg in die Privatschule oder ein Internat.

In Hamburg ist diese Situation besonders eklatant spürbar. Längst hat sich herumgesprochen, dass auch ein Einser-Abitur aus dem Norden nicht mehr automatisch zu einer Zulassung in begehrten Studienfächern an süddeutschen Universitäten führt. Die Hochschulen haben Zusatzprüfungen eingeführt und werten die schulischen Leistungen, die im Norden erbracht wurden, herab. Häufiger müssen daher Schüler aus dem Norden, Westen oder Osten Deutschlands noch zusätzliche Vorbereitungskurse absolvieren, um die fehlenden Kenntnisse in Rechtschreibung, Mathematik, Chemie oder Physik nachzuholen.

Während die Gymnasien im Allgemeinen noch einen relativ guten Ruf besitzen, ist das Niveau von Gesamt- oder Gemeinschaftsschulen deutlich abgefallen. Daher sorgen sich viele Eltern um den zukünftigen beruflichen Weg ihrer Kinder. Nur die wenigsten können sich eine Erziehung auf Internatsschulen leisten, wo Beträge von 20 000 Euro und mehr pro Jahr fällig werden.

Einser-Abitur im Norden hilft im Süden wenig

Vergleichsweise billig ist dagegen der Ausweg über die Privatschulen. Für ein Schulgeld von monatlich 100 Euro oder etwas mehr ist hier eine Einschulung möglich. In Hamburg wird die Zahl der „Schulen in freier Trägerschaft“ immer größer, argwöhnisch beobachtet und teilweise behindert von grüner oder roter Schulpolitik. Zu den freien Schulen gehören nicht nur katholische und evangelische Einrichtungen, sondern auch Waldorf-Schulen, Brechtschulen oder freie christliche Bildungsstätten. Besonders erstaunt in der Hansestadt die Vielzahl von 21 katholischen Schulen in der eigentlich eher evangelischen Stadt, darunter sogar drei Gymnasien. Rund 9500 Schüler besuchen die Schulen, wo schulische Leistungen mit „gelebter Christlichkeit“ kombiniert werden, wie dies der Vorsitzende des katholischen Schulverbandes Monsignore Peter Mies formuliert. Über freie Plätze müssen sich die freien Schulen keine Sorgen machen; Wartelisten zeigen, wie beliebt diese Schulen sind. Sorgen entstehen eher wegen des stärker werdenden Gegenwindes aus der Politik. Die grüne Bildungssenatorin Christa Goetsch legte in ihrer Regierungszeit den freien Trägern so viele Steine in den Weg, dass die Gründung neuer privater Schulen nahezu unmöglich war.

Dass solche ideologischen Kämpfe auf dem Rücken lernbereiter Kinder und engagierter Eltern ausgetragen werden, scheint wenig zu interessieren. Wie kürzlich in der Fernsehsendung „Hart aber fair“ über „Eltern ohne Kompass“ zu sehen war, zeigen sich Eltern zunehmend besorgt über das Bildungssystem. Die „Angst vor dem Abstieg“ bewegt vor allen Dingen die Mittelschicht. Wo Lesen, Rechnen und Schreiben nicht mehr ausreichend gelernt wird, sinken die Bewerbungschancen selbst für Lehrstellen in beträchtlichem Maß. Ein Fünftel aller Schüler wird heute schon im weiteren Sinn zu den Analphabeten gerechnet, weil bei den Grundfertigkeiten erhebliche Defizite bestehen.

Auf der anderen Seite beklagen Schulen und Lehrer, dass vom Elternhaus her beträchtliche Mängel in der Schule aufgearbeitet werden müssten. Bevor man mit dem Lesen und Rechnen, der Geographie, Englisch oder Deutsch beginnen könne, gelte es erst viele „Sekundärtugenden“ zu erlernen. Viele Kinder seien auch durch TV- und Internetkonsum, durch die Kommunikation in sozialen Netzwerken oder Bewegungsmangel so nervös, dass sie kaum noch dem Unterricht folgen können. Der Philosoph David Precht schlug daher kürzlich vor, Kindern erst ab 13 Jahren ein Handy zu erlauben.

Hinrich E. Bues

Wider die Staatserziehung

In seiner Streitschrift „Über Freiheit“ (1859) warb der liberale Philosoph John Stuart Mill (1806–1873) einst für die „Mannigfaltigkeit der Erziehung“. Eine allgemeine Erziehung durch den Staat habe nur den Zweck, den Menschen zu „modeln“, in eine Schablone zu zwängen, die dem „Geschmack der in der Regierung vorherrschenden Macht“ entspreche. Hier zeige sich ein Despotismus über den Geist, dem es zu widerstehen gelte, forderte einer der Urväter des Liberalismus.

Die Worte Mills scheinen heute weitgehend ungehört zu verhallen. Eigentlich müsste die FDP die Worte Mills ständig auf ihren bildungspolitischen Schild heben. Doch davon hört man nichts. Stattdessen tragen sie wortlos die von sozialistischen Konzepten getriebenen Bildungsmodelle von CDU, Grünen oder SPD mit.

John Stuart Mill setzte auf Individualität

Die „Mannigfaltigkeit“ der Erziehung, die individuelle Förderung des Einzelnen, ist durch nichts zu ersetzen, zeigen auch neueste Erkenntnisse. Am besten gelingt dies im gegliederten Schulsystem und in funktionierenden Familien; dort, wo (meist) die Mütter ihre Kinder zu kulturellen, sozialen oder sportlichen Angeboten bringen oder am Nachmittag die Schulaufgaben kontrollieren. Oft genug muss das magere und wenig motivierende schulische Angebot durch außerschulische Chemie-, Sprach- oder Physikkurse ergänzt werden.

Solche Bildungsansätze passen linken Bildungspolitikern schon lange nicht ins Konzept, weswegen sie Ganztagsunterricht, Gesamtschulen, Kuschelpädagogik und gemeinsames Lernen favorisieren. Allesamt Konzepte, deren schlechte Ergebnisse auch in Frankreich, England oder den USA zu besichtigen sind. *H.E.B.*



Maximal acht Schüler pro Klasse: Doch die hohen Kosten für ein Internat können sich nur wenige leisten. Das Kurpfalz-Internat Bammental erhebt für das Schuljahr 2011/2012 für Schüler der 5. bis 9. Klasse 34 886, danach 35 652 Euro pro Jahr. Bild: vario-images

Dreigliedrig weiter top

Bertelsmann Lernatlas: Wo man in Deutschland gut lernen kann

Die Ergebnisse der im November erschienenen Bertelsmann Bildungsstudie zeigen Altbekanntes. Am besten lässt sich im Süden lernen; im Norden, Westen und Osten Deutschlands dagegen finden sich in der Bildungslandschaft noch viele weiße Flecken. Doch Einsicht stellt sich bei den dafür verantwortlichen Politikern bisher nicht ein.

Zum ersten Mal untersuchte eine wissenschaftliche Studie die Lernbedingungen in allen 412 deutschen Kreisen und kreisfreien Städten. Bevor Eltern und Kinder in eine bestimmte Gegend umziehen, können sie nun detailliert nachschauen, wie die Lernbedingungen für das schulische und soziale sowie für das spätere berufliche Lernen tatsächlich sind. Viele der nun im Detail vorliegenden Ergebnisse bestätigen die Erkenntnisse aus den bereits bekannten Lernstudien wie Pisa oder ähnlicher Untersuchungen. Bei den Städten mit über 500 000 Einwohnern besetzen Hamburg, Bremen und Berlin auch hier die letzten Plätze. Trotz pro Schülerkopf höchster Bildungsausgaben bekommen die Hamburger Schulen erneut ein schlechtes Zeugnis ausgestellt. Sie punkten zwar beim sozialen Lernen, aber die Schulen arbeiten relativ schlecht. Da merkt ein Schüler nicht nur beim Wohnortwechsel von Hamburg nach Bayern, dass er in naturwissenschaftlichen Fächern ein oder zwei Schuljahre zurückliegt, sondern auch beim

Geld allein macht es nicht

Wechsel an den Stadtrand der Hansestadt. Dort können Schüler, etwa im schleswig-holsteinischen Wedel oder Ahrensburg, wesentlich bessere Lernergebnisse erzielen.

Helle Empörung herrscht derweil auf der Seite einiger politisch Verantwortlicher. Im Kreis Lippe unweit des Stammsitzes der Bertelsmann-Stiftung ärgert man sich über die Bildungsstudie, weil die Gegend im Teutoburger Wald den letzten Platz unter den Landkreisen eingenommen hat. Die von der Studie analysierten 38 Kriterien seien nicht aussagekräftig, monieren die Lipper. Der zuständige Fachbereichsleiter hat seinem Ärger Luft gemacht. Man sei sogar bei Bertelsmann in Gütersloh vorstellig geworden. Die Bertelsmänner hätten einen „Flächenbrand“ gezündet; schließlich tue man doch „sehr viel“ für die Bildung.

Deutschlands beste Lernregionen liegen im Süden. In Bayern, Sachsen, Baden-Württemberg und Teilen Thüringens arbeiten Schüler, Eltern und Lehrer gut zusammen. Dort funktioniert auch noch das vielfach gescholtene dreigliedrige Schulsystem und Schüler erwerben dort offenbar am besten das zum späteren Berufsleben notwendige Wissen.

Gegenüber dem Vorwurf, die Bertelsmann-Lernstudie sei eindimensional, entgegnen die Wissenschaftler, dass die 38 Kennzahlen der Studie sowohl die Möglichkeiten zum sozialen Lernen zur politischen und kulturellen Partizipation sowie auch zum „lebenslangen Lernen“ berücksichtigen. Der Gesamtindex kombiniert dann alle diese Faktoren und bündelt sie in einfach zu erkennenden, farblich unterschiedlich unterlegten Gebieten, die im Internet (www.deutscher-lernatlas.de) einfach abrufbar sind. *H.E.B.*

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Dr. Jan Heitmann
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Politik, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Wirtschaft:** Hans Heckel; **Kultur, Lebensstil:** Silke Osman; **Geschichte, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit:** Manuela Rosenthal-Kappi; **Leserbriefe: Christian Rudolf; Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Sophia E. Gerber, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Liselotte Millauer (Los Angeles), Norman Hanert (Berlin), Jean-Paul Picaper, Wilhelm v. Gottberg, Hans-Jürgen Mahlitz.

Verlag und Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., **Anschrift von Verlag und Redaktion:** Buchtstraße 4, 22087 Hamburg. **Für den Anzeigenteil gilt:** Preisliste Nr. 32.

Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH & Co.KG, Fehmarnstraße 1, 24782 Büdelsdorf. – **ISSN** 0947-9597.

Die *Preußische Allgemeine Zeitung* ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen (LO) und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der LO.

Bezugspreise pro Monat seit 1. Januar 2010: Inland 9 Euro einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 11,50 Euro, Luftpost 15,50 Euro. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* werden, wenn sie keinen anderen Willen äußern, mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementpreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon	**(040) 4140 08-0**
Telefon Redaktion	(040) 4140 08-32
Fax Redaktion	(040) 4140 08-50
Telefon Anzeigen	(040) 4140 08-41
Telefon Vertrieb	(040) 4140 08-42
Fax Anz./Vertrieb	(040) 4140 08-51

Internet:
www.preussische-allgemeine.de
E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **4327**

Pflegebetrüger auf Diebeszug

Berliner Sozialstadträte klagen über Betrug – Sozialhilfeberechtigte Senioren werden gezielt gesucht

Pflegefälle, die nur auf dem Papier existieren, Abrechnungsbetrug, erschlichene Aufenthaltserlaubnisse: Dies sind nur einige der Vorwürfe, die seit einiger Zeit gegen einige russische und türkische Pflegedienste in Berlin erhoben werden.

Bereits vor einigen Monaten wagten zwei Berliner Sozialstadträte den Gang an die Öffentlichkeit: Michael Büge (CDU), Sozialstadtrat im Bezirk Neukölln, und sein Amtskollege Stephan von Dassel (Grüne) in Berlin-Mitte machten erstmals im September auf Betrügereien durch ambulante Pflegedienste aufmerksam. Die präsentierten Beispiele müssten eigentlich jeden fassungslos machen, der bereits selbst einmal die zahlreichen Probleme erlebt hat, die auftauchen, sobald Leistungen für Pflegebedürftige beantragt werden.

Russen sechsmal öfter pflegebedürftig?

Berichtet wurde etwa von Patienten, deren Betreuung durch ambulante Pflegedienste in Berliner Bezirken abgerechnet wurde, die sich nicht einmal in Deutschland aufhielten, sondern hier lediglich polizeilich gemeldet waren. Durch solche und ähnliche Betrügereien entstehen dem Land Berlin nach Schätzungen des Neuköllner Sozialstadtrates Büge jährlich Millionenschäden.

Auf Erhebungen des Bezirks Berlin-Mitte, nach denen Bürger mit russischem Pass sechsmal so häufig pflegebedürftig sind wie Bürger mit deutschem Pass, machte der Sozialstadtrat Stephan von Dassel aufmerksam. Seitdem die beiden Sozialstadträte erstmals öffentlich auf die Missstände aufmerksam gemacht haben, sind zahlreiche weitere Betrugsfälle bekannt geworden. Betroffene und Angehörige, aber auch ehemalige Mitarbeiter von Pflegediensten wagten es, ihr Schweigen zu brechen, obwohl Einschüchterungsversuche bis hin zu Morddrohungen gehen. Mit jedem neuen Hinweis bestätigt sich der Vorwurf von kriminellen, sogar „mafia-ähnlichen“ Strukturen. Es ist eine sehr spezielle Zielgruppe, die ins Blickfeld zwielichtiger Pflegedienste gerückt ist: Ausländer aus Russland, der Türkei oder vom Balkan.

Sofern sie eine amtliche Aufenthaltserlaubnis besitzen, aber noch keine eigenen Beiträge in die deutsche Pflegekasse eingezahlt haben, kommen im Notfall für Pflegekosten die Sozialhilfeträger auf. Das Land Berlin übernimmt beispielsweise jährlich Pflegekosten von rund 200 Millionen Euro. Da ein schwerer Pflegefall einem ambulanten Pflegedienst monatlich zwischen 1500 bis 2000 Euro einbringt, ist es kaum verwunderlich, dass auch die vom Land gezahlten Pflegeleistungen ins Blickfeld von Kriminellen gerückt sind: Sie organisieren sich sozialhilfeberechtigte Pflegefälle quasi selbst. Über komplett vorgetäuschte oder zu hoch berechnete Pflegekosten wird dann zu Lasten der Steuerzahler Kasse gemacht. In einem gut organisierten System werden so auf dem Papier aus rüstigen Rentnern bettlägerige Schwerstpflegefälle. Nach der entsprechenden Klientel wird sogar systematisch gesucht: per Annonce in russischen und türkischen Zeitungen oder indem in Vierteln mit hohem Ausländeranteil gezielt von Wohnung zu Wohnung gegangen wird.

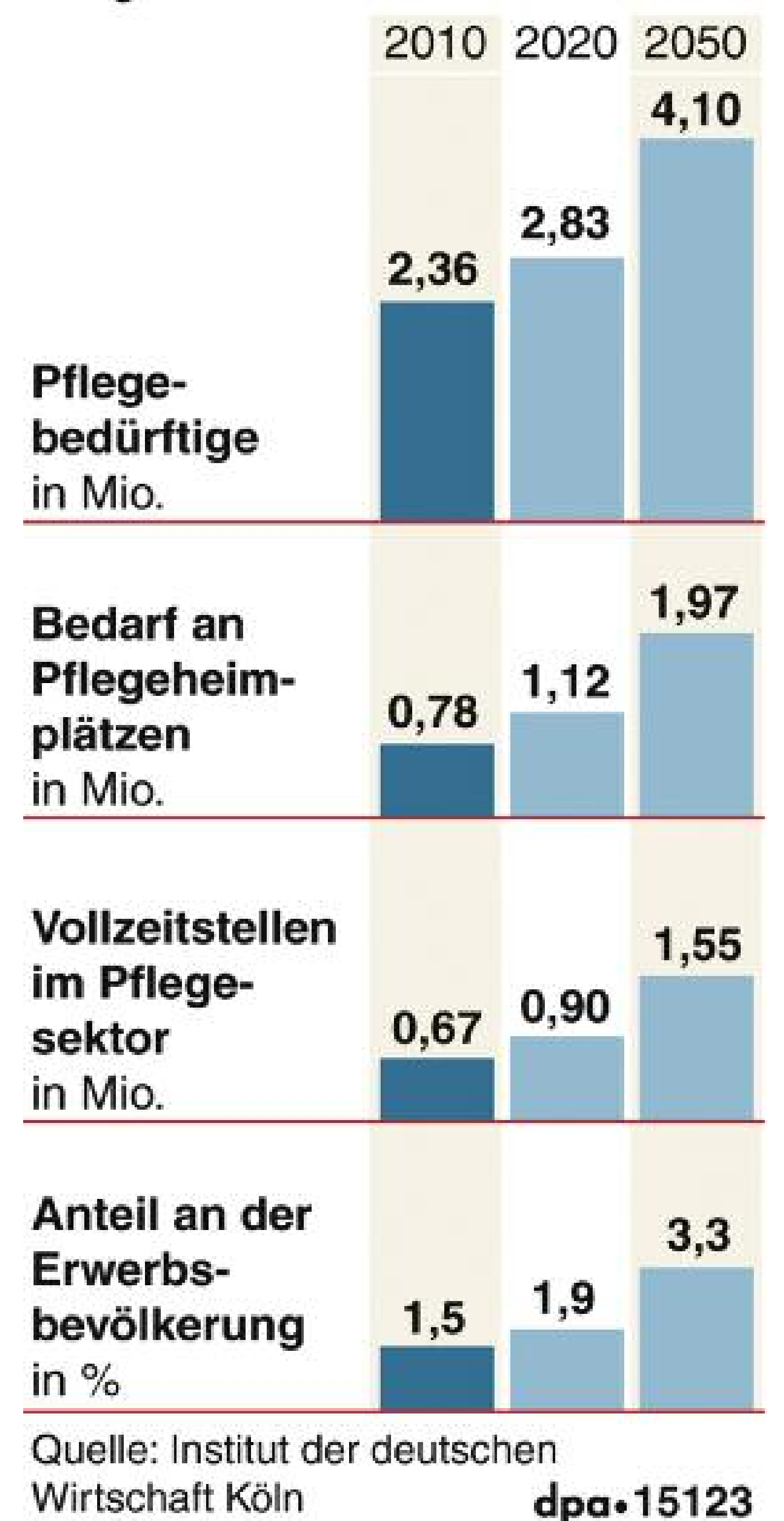
Geködert werden die potenziellen „Pflegefälle“ mit dem Versprechen auf Beteiligung an den zukünftig vom Sozialamt überwiesenen Pflegekosten. Auch das Angebot, Angehörige als Pflegekräfte einzustellen und ihnen damit eine Aufenthaltserlaubnis zu verschaffen, gehört mittlerweile zum Standardrepertoire.

Genauso beunruhigend wie der systematische Betrug an den Steuerzahlern, die für die erschlichenen Pflegekosten aufkommen, ist ein anderer Verdacht, der sich immer mehr erhärtet: Damit der Betrug überhaupt gelingt, ist es fast zwingend notwendig, dass auch Vertreter des Medizinischen Dienstes der Krankenkassen (MDK) mitwirken. Der MDK nimmt nicht nur die Einstufung in die jeweilige Pflegestufe vor, sondern ist auch für spätere Kontrollen zuständig. Anonyme Hinweise deuten nicht nur auf enge Freundschaften zwischen MDK-Vertretern und Inhabern von Pflegediensten hin, sondern bestätigten auch, dass Kontrollbesuche des MDK, die eigentlich unangekündigt stattfinden sollen, im Voraus regelmäßig bekannt waren.

Nach noch unbestätigten Presseberichten sollen auch bis zu 500 Euro pro Pflegestufengutachten von privaten Pflegediensten an Gutachter gezahlt worden sein. Ein Blick auf die Anzahl von ambulanten Pflegediensten macht deutlich, wie nötig eigentlich eine wirksame Aufsicht wäre: Allein in Berlin gibt es etwa 550 derartige Pflegedienste. Bisher liegt die Kontrolle bei den Bezirken, deren größtes Manko nach wie vor Personalmangel ist. Erst seit der Mitte des Jahres 2010 gibt es überhaupt genügend Mitarbeiter, um Abrechnungen zu prüfen. Schon die ersten Prüfergebnisse waren alarmierend. Im Bezirk Neukölln wurden nach Angaben des Sozialstadtrats Michael Büge (CDU) „in bisher jeder geprüften Akte Fehler gefunden“.

Gutachter offenbar bestechlich

Dies dürfte allerdings kein Phänomen sein, von dem nur die Hartz-IV-Metropole Berlin betroffen ist. Zum Ziel von Betrügern werden nicht nur die Pflegeleistungen, die vom Sozialamt übernommen werden, sondern immer öfter auch die Leistungen der regulären Pflegeversicherungen – und zwar bundesweit. Vertreter von Krankenkassen gehen davon aus, dass kriminelle Strukturen im Pflegesektor wie in Berlin mittlerweile in jeder größeren deutschen Stadt existieren. *Norman Hanert*



Entwicklung ausgenutzt: Aufgrund eines steigenden Pflegebedarfs fehlt immer öfter Personal für Kontrollen Bild: pa

MELDUNGEN

NRW-FDP macht doch nicht mit

Düsseldorf – Die nordrhein-westfälische FDP ist entgegen ihrer vorherigen Ankündigung nun doch nicht bereit, den Haushalt der rot-grünen Minderheitsregierung zu unterstützen. Dieser sieht bei Ausgaben in Höhe von 58,4 Milliarden Euro eine Neuverschuldung von rund vier Milliarden Euro vor. Statt zu sparen, steigen die Ausgaben um 5,8 Prozent. Der Vorsitzende der FDP-Fraktion kritisiert, dass der von Ministerpräsidentin Hannelore Kraft (SPD) ins Parlament eingebrachte Etat trotz der höchsten Steuereinnahmen in der Geschichte des Landes kein Sparhaushalt, sondern abermals ein Schuldenhaushalt sei. Die SPD hingegen will keine Kürzungen, stattdessen fordert sie, den Spitzensteuersatz anzuheben und eine Vermögensbesteuerung einzuführen. *Bel*

Thälmannplatz umbenannt

Leipzig – Die Fraktion der Grünen im Leipziger Stadtrat ergriff jüngst die Initiative, ein Stück kommunistischer DDR-Geschichte aus dem Stadtbild zu tilgen: Der Thälmannplatz hatte die Wende von 1989 „überlebt“ und wird nun – wie auch schon vor 1933 – „Volkmarsdorfer Markt“ heißen. Ein führender Vertreter der SED-Erben im Stadtrat beklagte, dass die Umbenennung ein falsches politisches Zeichen angesichts der Zwickauer Nazi-Terrorzelle sei. So erweist sich Ernst Thälmann, dessen Partei KPD am Scheitern der Demokratie in der Weimarer Republik wesentlichen Anteil hatte, auch heute noch als stalinistische Ikone. Thälmann hatte seine Kommunisten darauf eingeschworen, die Sozialdemokratie als Hauptfeind zu bekämpfen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde er gefangen gehalten. Stalin lehnte den von Hitler angebotenen Austausch Thälmanns ab und so wurde er 1944 im KZ erschossen. *H.L.*

Christen in Angst

Deutschland soll Kopten helfen

„In Ägypten herrscht eine unerklärliche Atmosphäre des Hasses auf die Christen.“ Das hat der Generalbischof der koptisch-orthodoxen Kirche in Deutschland, Anba Damian, auf einer Pressekonferenz der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) in Berlin erklärt. Die Christen leben in Angst und Sorge. Muslime könnten sich Übergriffe auf Christen leisten, da sie dafür gemäß Koran und Scharia straffrei blieben. Neben den Brandanschlägen auf Kirchen und Angriffen auf Christen gebe es gezielte Vergewaltigungen und Entführungen christlicher Mädchen, denen auch Organe entnommen würden, so der 1955 in Kairo geborene Bischof, der vor seinem Theologiestudium eine Facharztausbildung in Deutschland absolviert hatte.

Organentnahmen bei Christinnen

Die Weltgesundheitsorganisation WHO hat vor kurzem Ägypten als regionalen Knotenpunkt für den Organhandel bezeichnet. Berichten zufolge sollen auch viele afrikanische Flüchtlinge in der Sinai-Wüste Opfer dieser kriminellen Machenschaften geworden sein.

Auf der IGFM-Pressekonferenz erklärte der in Wiesbaden lebende koptische Christ Mina Ghattas, seit dem Machtwechsel in Ägypten hätten bereits 100 000 Christen das Land verlassen. Ghattas rief dazu auf, deutsche Entwicklungshilfe für Ägypten mit der Forderung nach Einhaltung der Menschenrechte zu verbinden. Über die Lage im Iran informierten die nach Europa geflohene Anwältin Shadi Sadr und der Iran-Experte Helmut Gabel. Sadr hat als Anwältin Frauenrechtsaktivistinnen im Iran verteidigt und wurde verhaftet. Nach ihrer Flucht wurde sie 2010 in Abwesenheit zu sechs Jahren Gefängnis und 74 Peitschenhieben verurteilt. Sie setzt sich unter anderem für die Abschaffung der Steinigung ein. Auf die Frage der *PAZ* nach den Hintergründen der Erstürmung der britischen Botschaft in Teheran erklärte Sadr, sie sehe darin das Werk radikaler Kräfte innerhalb des Regimes, die bewusst auf einen Krieg hinsteuern wollten. Helmut Gabel verwies auf eine Gruppe von Ideologen, die sich „Ammariyon“ nennt. Sie wollten bewusst eine Eskalation herbeiführen, um so die „Wiederkehr des verborgenen Imam Mahdi“ zu gewährleisten, der als Erlöser komme, wenn Chaos und Blutvergießen herrschten. *Michael Leh*

Geheimnisse des »german Mittelstand«

Franzosen und Briten versuchen das Rätsel zu lösen, um den deutschen Erfolg zu kopieren

Es ist nicht nur Frankreichs politische Elite, die sich mittlerweile mit einem Phänomen beschäftigt, das als Quelle der deutschen Exportkraft gilt. Auch englischsprachige Wirtschaftsblätter bemühen sich inzwischen, ihren Lesern eine ungefähre Vorstellung von dem nahezubringen, was sich hinter dem „German Mittelstand“ verbirgt.

Die Faszination kommt nicht von ungefähr. Keine große Industrienation bringt gemessen an der Wirtschaftskraft so viele Spitzenunternehmen hervor wie Deutschland. Neben börsennotierten Großkonzernen gelten über 1000 mittelständische Unternehmen aus Deutschland als Weltmarktführer: An Äußerlichkeiten gemessen widerspricht das Bild des typischen deutschen Mittelständlers vielen Vorstellungen, die sich Franzosen, Briten oder Amerikaner von einem erfolgreichen Weltunternehmen machen. Statt wie ein gewaltiger Konzern, der auf unzähligen Geschäftsfeldern aktiv ist, sieht das typische deutsche Unternehmen, das es an die Weltspitze gebracht hat, oft etwas anders aus: Es ist häufig ein Familienunternehmen, spezialisiert auf eine Marktnische, im Durchschnitt lediglich mit 600 Mitarbeitern, einem Umsatz von 100 Millionen Euro, aber einem Exportanteil von über 60 Prozent. Statt an einer eindrucksvollen Adresse in der Hauptstadt des Landes zu residieren, bleibt der deutsche Mittelständler häufig dem treu, was man anderswo mit abschätzigem Beiklang als Provinz bezeichnet.

Viele Mittelständler exportieren aus der Provinz in die Welt

Wie kaum jemand anders hat sich der Unternehmensberater Bernd Venohr mit den Erfolgen der deutschen Mittelständler auf den internationalen Märkten beschäftigt. Im Bereich eines Jahresumsatzes über 50 Millionen Euro sind es mehr als 1000 deutsche Unternehmen, die nach Venohr als Weltmarktführer gelten. Gemeinsam ist vielen ein Erfolgsfaktor: Sie haben sich profitabel auf ein sehr kleines Marktsegment spezialisiert, das sie besser als ihre Konkurrenten beherrschen: Erreicht wird dies zum einen dadurch, dass sie teilweise bis zu 100 Prozent mehr für Forschung und Entwicklung ausgeben als sonst branchenüblich. Zum anderen stützen sich viele Unternehmen auf jahrzehntelange Erfahrung. Möglich wird diese Kontinuität dadurch, dass es sich bei den Firmen häufig um Familienunternehmen handelt. Geschätzte 70 Prozent der deutschen Weltmarktführer sind nach wie vor in Familienhand. In Abgrenzung zum gerade in den USA weit verbreiteten schnellen „Kassemachen“ per Börsengang sind viele der Firmen über Generationen in Familienbesitz geblieben.

Häufig führt ein Ingenieur das Unternehmen

Auch bei der Unternehmensführung gibt es deutliche Unterschiede zu vielen Konkurrenten aus dem Ausland: Überdurchschnittlich häufig werden die Unternehmen von Naturwissenschaftlern oder Ingenieuren, statt wie sonst üblich von Managern, Juristen und Vertriebsfachleuten geführt. Bei der Hälfte der deutschen Weltmarktführer steht nach Schätzungen ein Ingenieur an der Spitze des Unternehmens. Trotz des Festhaltens an angestammten Firmensitzen haben fast alle erfolgreichen Mittelständler früh mit dem Aufbau von Niederlassungen im Ausland begonnen. Resultat ist nicht nur, dass frühzeitig Geschäftsbeziehungen aufgebaut werden, sondern auch, dass häufig „maßgeschneiderte“ Produkte für den jeweiligen Markt angeboten werden können.

Auch wenn die Faktoren, die es ermöglicht haben, dass derartig viele Unternehmen aus Deutschland den Sprung an die Weltspitze schaffen, inzwischen ausführlich untersucht wurden, gibt es keine Garantien für ewigen Erfolg. Ein Teil der Unternehmen bleibt im Laufe der Zeit aus den unterschiedlichsten Gründen auf der Strecke. Zum einen durch Uneinigkeit innerhalb der Eigentümerfamilie oder aber dadurch, dass technologisch die Spitzenposition verloren geht. Rein zahlenmäßig stammen die meisten der deutschen Weltmarktführer aus den bevölkerungsreichen Bundesländern Baden-Württemberg, Bayern und Nordrhein-Westfalen. Allerdings lohnt ein genauerer Blick: Gemessen an der Bevölkerungszahl schneidet auch Hamburg hervorragend ab, und wie neu vorgelegte Zahlen des Leibniz-Instituts für Länderkunde belegen, haben auch in Mitteldeutschland inzwischen eine ganze Anzahl von Unternehmen den Sprung bis an die Weltspitze geschafft. *N.H.*

MELDUNGEN

Serben im Kosovo verweigern sich

Pristina – Die Serben im Nordkosovo sind nicht bereit, kosovarische Zöllner und Polizisten an den Grenzen zwischen Serbien und dem Kosovo, das 2008 seine Unabhängigkeit von Serbien proklamierte, zu akzeptieren. Dies sieht eine nach Weihnachten inkraft getretene Abmachung zwischen Serbien und dem Kosovo vor, die die Regierungen in Belgrad und Pristina unter Mühen und Drängen der EU beschlossen haben. Der Bürgermeister des serbischen Stadtteils von Mitrovica im Kosovo will nun die Bürger befragen, ob sie bereit seien, albanische Institutionen im Nordkosovo zu akzeptieren. *Bel*

Nirgendwo sicher vor Diktator

Asmara – Der diktatorisch regierte Einparteienstaat Eritrea unter dem seit 1993 amtierenden Staatspräsidenten Isayas Afewerki ist nicht bereit, auf Steuern von seinen im Ausland lebenden Landsleuten zu verzichten. Die Vereinten Nationen kritisieren zwar die Praxis und betonen, dass Eritrea das Geld für Waffenkäufe verwende, doch Maßnahmen gegen diese Machenschaften wurden bisher nicht ergriffen. Seit gut 20 Jahren ziehen die Botschaften des Landes weltweit illegal zwei Prozent des Einkommens ihrer ins Ausland ausgewanderten oder geflüchteten Bürger ein. Wer nicht zahlen will, dem werden wichtige Dokumente und Nachweise verweigert oder er wird erpresst, indem Gewalt gegen in Eritrea verbliebene Verwandte angedroht wird. Dies geschieht auch in der Bundesrepublik Deutschland, doch laut „Spiegel“ gibt das Auswärtige Amt an, erst jetzt davon erfahren zu haben. Der eritreische Botschafter in Berlin hingegen gibt offen zu, eine „Aufbausteuer“ von seinen Landsleuten in Deutschland einzuziehen. *Bel*

Der lange Marsch beginnt

Wohin steuert Nordkorea nach dem Machtwechsel?



Kann sich Kim Jong Un gegen die Generäle durchsetzen? Der Sohn des verstorbenen Despoten hat bisher kein Neztwerk Bild: pa

Kambodscha, China und Myanmar (Burma) sind die einzigen Länder, die diplomatische Beziehungen zum sonst von der Welt abgeschotteten, despotisch regierten Nordkorea haben. Diese drei Länder können dem Nachfolger von Kim Jong il ein Vorbild für eine langsame Öffnung bieten.

„Die Demokratische Volksrepublik Korea ist ein souveränes Land und kann alle politischen Entscheidungen treffen, die gut für das Land sind“, tönt es in einer Großbotschaft Kambodschas an das kommunistisch-stalinistische und international isolierte Nordkorea. Ebenso wie der politischen Führung des großen Bruders China ist den wenigen anderen Verbündeten klar, dass die innere Stabilität nach dem überraschenden Tod des „Geliebten Führers“ Kim Jong il oberste Priorität einnimmt, bevor ein wie auch immer gearteter Reformprozess stattfinden kann. Diese Kontinuität scheint vorerst durch die Rückendeckung der Militärs für Kim Jong Un gesichert.

Die großen ökonomischen Probleme Nordkoreas rufen allerdings nach einer Änderung des harschen Kurses aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Diktators. Und hier liegt die Gefahr für den blutjungen neuen Regenten, denn die alten Seilschaften in den Eliten und die betagten Generäle könnten dabei um Pfründe und Privilegien fürchten.

Sie wissen nur zu gut, dass nur eine straffe Führung die im Untergrund schwelende Unzufriedenheit wegen vieler Menschenrechtsverletzungen, Zwangsarbeit, Hungersnöten, medialer Bevormundung und Zensur sowie religiöser Verfolgungen, einer totalen Einschränkung der Reisefreiheit auch im eigenen Land und den Privilegien einer knallharten Oberschicht zu Lasten des geknechteten Volkes unter dem Deckel halten kann.

Die medienwirksam vorgeführte Massentrauer ist deshalb weniger als tiefe Trauer, sondern vielmehr als Ausdruck der Unsicherheit und Angst über die Zukunft einer stets wie eine Kinderschar autoritär gelenkten, unmündigen Bevölkerung zu verstehen. Für sie war der Personenkult um die Familiendynastie Kim jetzt in der dritten Generation Garant einer Sicherheit vor militärischen Auseinandersetzungen. Deshalb werde sich zunächst innen- und außenpolitisch wenig ändern, konstatiert die in der Regel gut informierte „Bangkog Post“ und bescheinigt den wirtschaftlichen Hilfszusagen von Uno-Generalsekretär Ban Ki-moon, ein mögliches Treibsatz für einen künftigen, vorsichtigen Kurswechsel zu sein. Auch der Einfluss von Kim Jong Uns junger Schwester Kim Kyong-Hui und ihrem Mann Jang Song-Thaek, inoffiziell zweiter Führer des Landes, wird in Asien positiv bewertet, von einem Onkel wie in westlichen Medien ist dabei nicht die Rede.

Der Analyst Norbert Eschborn von der Konrad-Adenauer-Stiftung in Südkorea umreißt nach seinem jüngsten Besuch in Pjöngjang die Ausgangslage: „Nordkorea steht das Wasser bis zum Hals.“ Stromknappheit, gefrorene Wasserleitungen, knappe Lebensmittel erhöhen den Druck auf den Nachfolger. Die nichtkommunistischen Regierungen Asiens sehen den einzigen Ausweg aus dem Dilemma in einer Orientierung an den Erfolgsrezepten der Verbündeten China und Myanmar. Gerade China muss hier schon aus eigenem Interesse Einfluss nehmen. Denn Nordkorea ist für Peking ein Puffer gegen die militärische Macht Amerikas in Südkorea und zugleich wichtiger Rohstofflieferant für die weltweit knappen Seltenen Erden, die Chinas aufstrebende Industrie braucht. Die Volksrepublik mit ihren rasanten ökonomischen Erfolgen und dem Aufstieg zu einer Weltmacht könnte als Vorbild dafür dienen, wie sich eine bedingte Hinwendung zum Kapitalismus positiv auf die Wirtschaft eines Landes auswirkt, ohne die Führungsstruktur durch die allmächtige Partei zu gefährden.

China muss aus strategischen Gründen zu Nordkorea halten

Ähnliche Erfolge sind auch in Myanmar zu sehen, das mit einer neuen, verjüngten Führungsgeneration ausländische Investoren und Touristen anlockt, politische Gefangene freilässt, Gewerkschaften und das Streikrecht zuließ und damit aus dem Schatten der Isolation und der Abhängigkeit von Peking trat. Auf dem jüngsten Asean-Gipfel in Bali wurde Myanmar als Belohnung für die neue Politik sogar der Vorsitz des Bündnisses übertragen.

Da der neue Machthaber Kim Jong Un einige Zeit auf Schweizer Schulen verbrachte, mögen außer der Liebe zu westlichen Actionfilmen bereits solche Ideen in ihm brüten, um sein Land aus der ökonomischen Misere zu führen. Doch das wird erst akut, wenn er seine neue Position als gesichert genug erkennen kann. Ein langer Marsch gegen das alte Establishment steht bevor, wie gegenwärtig auch im sogenannten Arabischen Frühling offenbar wird.

Joachim Feyerabend

Droht Massaker?

Irak: Nach dem US-Abzug werden alte Probleme wieder akut

Wie schon die 2003 unter erfundenen Vorwänden begonnene Irak-Invasion selbst scheint nun auch der US-Abzug mehr Probleme zu bringen als zu lösen. Sicherheit, Wirtschaft und Versorgungslage sind miserabel, und die jüngste Anschlagserie in dem mit „Demokratie“ beglückten Land zeigt, dass alte Konflikte prompt neu aufflammen.

Auslöser war Ministerpräsident Nuri Al-Maliki, ein Schiit, der gegen Vizepräsident Tarek Al-Haschemi einen Haftbefehl wegen des „Verdachts auf terroristische Tätigkeit“ veranlasste und dann unter Androhung des eigenen Rücktritts vom Parlament forderte, seinen Stellvertreter Saleh Al-Mutlaq zu entlassen, weil der ihn mit Saddam Hussein verglichen hat. Al-Haschemi, wie Al-Mutlaq ein Vertreter der säkularen Partei „Iraqiya“, ist in den kurdischen Norden geflüchtet, und Al-Maliki verlangt nun von Staatspräsident Dschalal Talabani, einem Kurden, die Auslieferung.

Bei weiterer Eskalation der ethnischen und religiösen Konflikte zwischen schiitischen, sunnitischen und säkularen Gruppen und erst recht bei einem Zerfall des Staates wären die Kurden in ihrer halbautonomen Region am besten dran. Am härtesten träfe es die kleineren Minderheiten – und hier wieder vor allem die Christen. Was aber europäische Gutmenschen nicht sonderlich aufregt.

Umso erstaunlicher ist, wie sehr sich Uno, EU und zahlreiche Prominente nun für die Volks-Mudschahedin einsetzen, darunter Günter Verheugen und Rita Süssmuth, die sogar verlangt, sie müssten „von einer Nebensache zur Hauptsache werden“. Es geht um 3400 Exil-Iraner, die bisher im Lager „Camp Ashraf“ nördlich von Bagdad lebten. Die Volks-Mudschahedin waren ursprünglich extrem marxistisch, entwikkelten sich dann zu einer Art marxistisch-islamistischer Sekte, waren maßgeblich am Sturz des Schah-Regimes beteiligt, gerieten später aber auch mit den Ajatollahs in Konflikt.

EU setzt sich für Volks-Mudschahedin ein

Als Saddam Hussein mit massiver westlicher Unterstützung Krieg gegen den Iran führte, wurden sie von ihm mit schweren Waffen ausgerüstet, um an seiner Seite zu kämpfen. 2003 wurden sie von den USA entwaffnet und in „Camp Ashraf“ interniert – aber offenbar auch für „verdeckte“ US-Aktionen im Iran benutzt. Das Lager wurde Anfang 2009 an den Irak übergeben und Monate später von irakischen Kräften gestürmt, wobei es Tote und Verletzte gab. Per Jahresende soll das Lager gänzlich „geräumt“ werden, denn die Volks-Mudschahedin stehen den Beziehungen mit dem Iran im Weg. Daher jetzt die Befürchtungen – möglicherweise als mediale Vorbereitung einer Aufnahme dieser Personen in Europa.

Aber so wie nach dem Abzug der Briten aus dem Südirak etliche Iraker, die für die Briten gearbeitet hatten, Racheakten zum Opfer fielen, ist nun auch die weitaus größere Zahl jener akut gefährdet, die für die USA arbeiteten. Ihnen allen wurde zwar die amerikanische „green card“ versprochen. Doch die Praxis zeigt, dass es schwierig ist, in die ummauerte „grüne Zone“ zu gelangen, wo sich die US-Botschaft mit ihren 16000 Mitarbeitern befindet, und dass es dann äußerst lange dauert, bis man das ersehnte Papier tatsächlich in die Hand kriegt. Kollaboration mit einer Besatzungsmacht ist eben mit Risiken verbunden.

R. G. Kerschhofer

Gegen jede Vernunft

Europa spricht immer weniger Deutsch, obwohl hier die Arbeit ist

Eine vielbeachtete Aussage des CDU-Fraktionschefs Volker Kauder – „Europa spricht wieder Deutsch“ – war auf eine vorgebliche nun in Europa Einzug haltende solide Finanzpolitik gemünzt. Wie es um die tatsächliche Verbreitung deutscher Sprachkenntnisse in Europa steht, lässt sich an Zahlen ablesen, die nun vom europäischen Statistikamt Eurostat vorgelegt wurden: Die Zahlen zum Deutschunterricht an europäischen Schulen belegen vor allem eines: ein zunehmendes Desinteresse an der deutschen Sprache unter den Jugendlichen in der meisten EU-Staaten.

Die Zahl derjenigen, die Deutsch lernen wollen, sinkt kontinuierlich ab. Ablesbar ist dies vor allem bei den niederländischen Schülern: Während im Jahr 2005 noch 86 Prozent der Oberstufenschüler Deutschunterricht hatten, ist der Anteil inzwischen auf 50 Prozent abgesunken. Ähnlich sieht es in Dänemark aus: Auch hier sank bei den älteren Schülern der Anteil der Deutschlernenden von 50 Prozent im Jahre 2005 auf nur noch 35 Prozent. Unterschritten werden diese Werte sogar noch in Frankreich. An den französischen Schulen sind es lediglich 22 Prozent der älteren Schüler, die sich für einen Deutschunterricht interessieren. Nur noch als exotisches Phänomen kann man den Deutschunterricht an den Schulen Großbritanniens bezeichnen. Lediglich elf Prozent der höheren Jahrgänge haben hier Deutsch als Fremdsprache gewählt.

Die mageren Werte in all diesen Ländern drohen sich in der Zukunft zu verfestigen: Der kaum noch präsente Deutschunterricht zieht als Folge einen künftigen Mangel an Germanisten und deutschsprechendem Lehrpersonal für die Schulen nach sich. Gleichzeitig schwindet mit der Abwahl des Deutschunterrichts vom Stundenplan auch meist jeglicher Anreiz, an Schüleraustausch-Programmen teilzunehmen und Deutschland kennenzulernen. Das schwache Interesse westeuropäischer Schüler an einem Deutschunterricht wird von den Schülern an den Oberschulen Südeuropas sogar noch übertroffen. In den Ländern Spanien, Portugal, Italien und Griechenland liegen die Werte der Deutschlernenden jeweils unter zehn Prozent.

Goethe-Institute erfreuen sich großer Nachfrage

Erstaunlich ist dies umso mehr, als die kostenpflichtigen, an Erwachsene gerichteten Deutschkurse an den Goethe-Instituten dieser Länder mittlerweile einen regelrechten Ansturm erfahren. Bei Deutschkursen in Madrid und Barcelona stiegen die Teilnehmerzahlen um bis zu 60 Prozent an. Hintergrund dieser Entwicklung sind die düsteren Aussichten auf dem südeuropäischen Arbeitsmarkt und die Hoffnungen auf einen Arbeitsplatz in Deutschland, Österreich oder der deutschsprachigen Schweiz. Bei einer Jugendarbeitslosigkeit, die im Falle von Spanien und Griechenland nicht mehr weit von der 50-Prozent-Marke entfernt ist, eine verständliche Hoffnung.

Kaum nachvollziehbar ist allerdings, warum von den verantwortlichen Stellen nicht bereits an den regulären Schulen der Deutschunterricht massiv gefördert wird. Vorbild könnten osteuropäische Länder sein. In Polen, Slowenien, der Slowakei und der Tschechischen Republik erhält mehr als die Hälfte der Schüler Deutschunterricht, allerdings ist auch hier die Tendenz fallend.

Einzige Ausnahme vom europäischen Trend zur Verdrängung der deutschen Sprache von den Lehrplänen scheint Luxemburg zu sein, wo inzwischen alle Schüler Deutschunterricht erhalten.

Norman Hanert

Erneute Verzweiflungstat

IWF-Aufstockung vor dem Scheitern: Europäische Zentralbank macht sich selbst zur Sondermülldeponie

Das Brüsseler Gipfeltreffen vom 9. Dezember galt als der entscheidende große Wurf bei der Bekämpfung der Euro-Krise. Inzwischen ist absehbar, dass die getroffenen Vereinbarungen kaum Realisierungschancen haben. Stattdessen greift die Europäische Zentralbank (EZB) zu einem Mittel, das zwar die Märkte für einige Zeit beruhigt, langfristig aber in ein noch größeres Desaster führt.

Kaum war Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy vom EU-Gipfel Anfang Dezember zurückgekehrt, sah er sich bereits mit einer Revisionsforderungen zu den Gipfelbeschlüssen durch den sozialistischen Präsidentschaftskandidaten François Hollande konfrontiert. Für den Fall eines Wahlsieges im Mai 2012 hat Hollande angekündigt, dass er die Ratifizierung eines EU-Vertrages zur Finanzdisziplin ablehnen wird. Schenkt man Hollande Glauben, so wird es mit ihm als künftigen Staatschef keine Schuldenbremse in der französischen Verfassung, dafür aber Euro-Bonds, also die Vergemeinschaftung der Schulden innerhalb der Euro-Zone, geben.

Während Hollande bei seiner Ablehnung zumindest äußerlich die Form wahrte, ließ der Vize der portugiesischen Sozialisten Pedro Nuno Santos während einer Parlamentsdebatte in Lissabon nahezu alle Hemmungen fallen. Er drohte offen damit, Schulden als Waffen zu benutzen. „Wir haben eine Atombombe, die wir gegenüber den Deutschen und Franzosen nutzen können. Diese Atombombe besteht darin, dass wir einfach nicht mehr zahlen."

Noch befinden sich sowohl Hollande als auch Santos in der Opposition. Deutlich wird aber, wie wenig Verlass auf die Gipfel-Vereinbarungen nach politischen Machtwechseln sein wird. Anfechtungen kommen allerdings auch aus dem solide wirtschaftenden Finnland, wo es starke Tendenzen gegen ein EU-Eingriffsrecht in die nationale Haushaltsplanung gibt.

Während bei den Vereinbarungen zur Finanzstabilität zumindest noch die Möglichkeit besteht, dass alle 17 Euro-Länder im März einen Vertrag schließen, ist das Scheitern bei der geplanten Kapitalaufstockung für den Internationalen Währungsfonds (IWF) um 200 Milliarden Euro kaum noch zu verbergen: Dass Deutschland seinen IWF-Aufstockungsanteil von 41,5 Milliarden Euro, selbst gegen Bedenken der Bundesbank, irgendwie aufbringen wird, ist wahrscheinlich. Dienen soll die Kapitalaufstockung vor allem dazu, Italien unter die Arme zu greifen. Wie wacklig die gesamte Kalkulation ist, wird an dem Beitrag deutlich, zu dem Italien auf dem EU-Gipfel verdonnert wurde. Die italienische Zentralbank soll 23,5 Milliarden Euro beisteuern, damit sich Italien quasi selbst rettet. Von Seiten der USA, die 105 Milliarden Euro zusätzlich

> Nicht nur die USA verweigern sich der IWF-Lösung

zur Verfügung stellen müssten, droht eine Totalblockade. Präsident Barack Obama hat eine US-Beteiligung an weiteren IWF-Hilfen für Europa ausgeschlossen, republikanischen Abgeordneten fordern sogar ein Gesetz gegen weitere Rettungspakete. Großbritanniens Regierungschef David Cameron hat bereits erklärt, dass der britische Anteil von etwa 25 Milliarden Euro zunächst zurückgehalten werde. Ziel von London ist eine globale Stärkung des IWF, die nicht allein den Euro-Ländern dient. Gespannt dürfte man auch darauf sein, wie hoch die Beteiligung anderer Nicht-Euro-Länder wie etwa Polen und Tschechien am IWF-Paket ausfallen wird.

Trotz des absehbaren Debakels bei der Stabilisierung der Euro-Zone via IWF deuten die Kurse italienischer und spanischer Anleihen auf eine leichte Entspannung der Situation hin. Die Ursache dürfte weder bei beschlossenen Sparprogrammen noch in der Ausweitung der bisherigen Anleihen-Aufkäufe durch die EZB zu suchen sein. Entscheidend wird vielmehr eine andere Maßnahme der EZB sein: die „longer-term refinancing operations" (LTROs). Dabei handelt es sich um ein niedrig verzinstes Kreditprogramm über 500 Milliarden Euro, das am 22. Dezember von der EZB Geschäftsbanken für drei Jahre zur Verfügung gestellt wurde.



Die dahinter stehende Überlegung ist einfach: Stellvertretend für die EZB könnten die Banken mit den Krediten Schrottpapiere in der Euro-Zone ankaufen und anschließend mit Gewinn im Rahmen eines Zweitmarktgeschäftes wieder an die EZB verkaufen oder gegen Bares beleihen. Bereits kurz nach Auflegung des Programms wurde bekannt, wie trickreich sich italienische Banken bei der EZB bedient hatten. Sie haben sich die notwendigen Kreditsicherheiten quasi selbst „gebastelt". Da selbst aufgelegte Anleihen bei der EZB eigentlich nicht akzeptiert werden, hatten die Banken sich ihre eigenen Anleihen zunächst mit einer staatlichen Garantie Italiens ausstatten lassen, um diese dann bei der EZB als Sicherheit einzureichen. Was die Garantie Italiens im Extremfall wert ist, dürfte auch bei der EZB bekannt sein. Dem Wortlaut nach wird mit dem LTRO-Programm das vereinbarte Verbot der Monetarisierung von Staatsschulden eingehalten, in der Realität entwickelt sich die EZB-Bilanz allerdings immer mehr zu einer Deponie für finanziellen Sondermüll. An den Märkten wurde mit dem 500-Milliarden-Kreditprogramm zunächst Zeit erkauft. Eine Wiederholung der Aktion ist bei Zuspitzung der Lage wahrscheinlich. Allerdings wird auch immer klarer, dass sich die EZB durch die Übernahme zweifelhafter Anleihen und Sicherheiten von Staaten und Geschäftsbanken immer mehr zu einer eigentlichen Problembank innerhalb der Euro-Zone entwickelt.

Norman Hanert



Vergleichbar mit Sondermüll: Die EZB übernimmt selbst stark risikobehaftete Anleihen der Banken, um so deren Pleite zu verhindern, macht sich aber so selber zur Problembank („Bad Bank") Bild: pa

KURZ NOTIERT

Immobilienfonds droht Liquidierung: Die wegen Finanzproblemen geschlossenen Immobilienfonds SEB ImmoInvest und CS Euroreal der schweizerischen Großbank Credit Suisse müssen bis Ende Mai öffnen oder aufgelöst werden. Da beide zu wenig liquides Vermögen haben, den vorhandenen Immobilienbesitz jedoch mangels Käufern nicht versilbern können, droht Anlegern dieser Fonds der direkte Ausfall von Teilen ihres Investments. Beide Fonds sind offiziell noch sechs Milliarden Euro schwer. *Bel*

22-stellige Kontonummer kommt 2014: Nach anfänglichem Widerstand von Seiten deutscher Verbraucherschützer, Unternehmen, Banken, Versicherungen und Politiker hat sich die deutsche Regierung dem Druck der EU gebeugt und zugestimmt, dass ab 2014 eine 22-stellige Zahlenkombination die deutsche Kontonummer und Bankleitzahl ersetzt. Brüssel lobt die Ersparnis durch die EU-weite Vereinheitlichung des Systems der Kontonummern, deutsche Durchschnittsverbraucher dürften davon aber wenig profitieren, da Überweisungen ins EU-Ausland derzeit nicht alltäglich sind. *Bel*

Für Brüssel weiter zu stark im Export: 20 der 27 EU-Länder verbuchten 2011 erneut ein Defizit im Handel mit Deutschland, sprich sie kauften mehr Waren aus Deutschland als sie an dieses verkauften. Bereits im auslaufenden Jahr gab es mehrmals Ärger in der EU wegen Deutschlands Handelsüberschüssen, die die Verschuldung anderer EU-Staaten nur verstärke. Nur mit Mühe konnte Finanzminister Wolfgang Schäuble verhindern, dass Handelsüberschüsse genauso bestraft werden wie hohe Neuverschuldung über den Stabilitätskriterien. *Bel*

Banken misstrauen einander: Anfang vergangener Woche musste die Europäische Zentralbank (EZB) einen traurigen Rekord vermelden: Da die Banken einander offensichtlich massiv misstrauen, bunkerten sie 411,8 Milliarden Euro bei der EZB. Dies ist der höchste Wert seit Einführung der Gemeinschaftswährung. *Bel*

Destruktiver Gegenwind

Europas Fluggesellschaften vor schwierigen Zeiten

Während Flugzeugbauer wie Airbus und Boing einen Bedarf von bis zu 335 000 neuen Flugzeugen in den nächsten 20 Jahren sehen, geraten derzeit immer mehr Fluglinien in die Krise: Tiefrote Zahlen hält der Branchenverband IATA vor allem für die europäischen Fluglinien im Jahr 2012 möglich.

Es sind gleich mehrere Faktoren, die den Fluglinien zu schaffen machen: Neben den Unsicherheiten durch die anhaltende Finanzkrise und Kosten durch Emissionszertifikate macht sich auf Kurzstrecken auch die immer stärkere Bahn-Konkurrenz bemerkbar. Für die deutschen Fluglinien kam noch die 2011 eingeführte Luftverkehrssteuer hinzu. Von den sich verschlechterten Bedingungen sind die Billigfluglinien am härtesten betroffen. Ihr Geschäftsmodell gilt inzwischen als ausgereizt, da kaum noch weitere Einsparungen möglich sind. Beteiligte Geschäftspartner wie Flughafengesellschaften oder Bodenabfertigungsdienste arbeiten inzwischen mit so niedrigen Margen, dass weitere Zugeständnisse kaum noch möglich sind. Auch die Mitnahme von Subventionen, die häufig durch die öffentliche Hand für abgelegene Provinzflughäfen gewährt wurden, ist in Zeiten klammer Kassen häufig nicht mehr möglich.

Die Zeichen der Zeit scheint Ryanair – einst Vorreiter beim Geschäftsmodell Billigfliegerei – erkannt zu haben: Anfang Dezember teilte die irische Fluglinie mit, dass Fluggäste zukünftig bis zu 100 Euro für die Mitnahme eines 15

> Insbesondere Billigflieger sind betroffen

Kilogramm schweren Koffers bezahlen sollen.

Die zweitgrößte deutsche Fluglinie Air Berlin versucht seit einiger Zeit, durch einen Sparkurs ihre Lage zu verbessern. Inzwischen ist es ihr gelungen, einen starken Partner zu finden: Etihad Airways, die nationale Fluggesellschaft der Vereinigten Arabischen Emirate.

Die strategische Partnerschaft der beiden Fluglinien weist auf eine weitere Herausforderung für Europas Fluggesellschaften hin: Finanzkräftige Luftfahrtunternehmen aus dem arabischen Raum drängen auf den europäischen Markt: Wenige Monate vor dem Etihad-Einstieg bei Air Berlin hatte sich bereits Qatar Airways bei der Frachtfluggesellschaft Cargolux eingekauft. Die Aktivitäten von Quatar Airways, Etihad und Emirates sind Teil einer Strategie, mit denen die Golf-Staaten langfristig ihre Abhängigkeit von Öleinnahmen verringern wollen. Gestützt auf die üppig ausgestatteten Staatsfonds entstehen dabei Mega-Projekte wie derzeit in Dubai. Dort ist ein Flughafen im Bau, der jährlich 150 Millionen Passagiere abfertigen können soll. Rentabel werden derartige Vorhaben allerdings erst, wenn es gelingt, das nötige Passagieraufkommen für derartige Luftverkehrs-Drehkreuze von anderen Flughäfen abzuziehen und zu sich umzulenken.

Zugang zum deutschen Markt ist den Fluggesellschaften vom arabischen Golf bisher nur begrenzt möglich, da sie lediglich vier Flughäfen in Deutschland anfliegen dürfen. Da den Emiraten eine Änderung der bilateralen Luftverkehrsabkommen mit Deutschland bisher nicht geglückt ist, werden Partner wie Air Berlin, die künftig Zubringerdienste für die im Bau befindlichen Mega-Flughäfen leisten sollen, umso wichtiger. *N.H.*

Krass daneben

Vor allem staatliche Institutionen stellen falsche Wachstumsprognosen

Alle Jahre wieder zum Jahreswechsel erstellen Astrologen anhand von Sternenkonstellationen für jedes Sternzeichen ein Jahreshoroskop; auch Wirtschafts- und Finanzinstitute sowie staatliche Stellen wagen sich aufgrund der Analyse der vorliegenden Wirtschaftsdaten an eine Prognose über die Entwicklung des Bruttoinlandsproduktes (BIP).

Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) sagt einen leichten Rückgang beim BIP im ersten Quartal 2012 voraus und sieht somit eine „technische Rezession" auf Deutschland zukommen. Auch das Kieler Institut für Weltwirtschaft (IfW) senkt seine Konjunkturprognose für 2012, geht aber immerhin noch von einem Wachstum von 0,5 Prozent aus. Das Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung (IMK) rechnet mit einer Stagnation beziehungsweise Schrumpfung des BIP um 0,1 Prozent. Das von dem bekannten Ökonom Hans-Werner Sin geführte ifo-Institut deutet die Lage zwar positiver, kann für 2012 aber auch nur 0,4 Prozent BIP-Wachstum erkennen. Vergleichsweise optimistisch ist die Bundesregierung. Sie geht zwar nicht mehr von 1,8 Prozent Wachstum aus, meinte aber im Oktober noch, ein Prozent Wachstum für 2012 zu erkennen. Die Bundesbank senkte bereits ihre Vorhersage von 1,8 auf 0,6 Prozent und auch die EU-Kommission legt nur 0,2 Prozent zusätzlich drauf.

Da Unternehmen, aber auch Bund, Länder und Kommunen bei ihren Planungen für das Jahr 2012

> Falsche Zahlen Basis für Geldpolitik und Euro-Rettung

von einer Größe des Wirtschaftswachstums ausgehen müssen, haben sie die Qual der Wahl aus diesem bunten Strauß der Möglichkeiten, die von Rezession über Stagnation bis Wachstum reichen. Doch wer prognostiziert richtig?

Die „Financial Times Deutschland" überprüft jedes Jahr am Ende, inwieweit die kurz vor Jahresbeginn getätigten Prognosen dann auch wirklich eintrafen. Eine Rangliste der Prognosen zum deutschen BIP von 2002 bis 2011 zeigt, wer mit seinen Vorhersagen am dichtesten an der Wirklichkeit lag. Das Ergebnis ist aufschlussreich und ernüchternd zugleich. Am erfolgreichsten deutet offenbar die Bank M.M. Warburg die Wirtschaftsdaten, gleich danach die „Ausländer" Bank of America mit Merrill Lynch, Societé Générale, Goldmann Sachs und SEB. Erst dann kommen RWI Essen, das ifo-Institut und IMK. Das IfW Kiel ist schon nur auf Platz elf, die Deutsche Bank und die Commerzbank sind auf Platz 19 und 20. Dann auf den hinteren Plätzen kommen die Prognosen der Bundesregierung (28), der OECD (39), der Sachverständigenrat (40), der Bundesbank (43), des Internationale Währungsfonds (45) und der EU-Kommission (46).

Das heißt also, dass die Wirtschaftswachstumsprognosen eigentlich aller staatlichen und halbstaatlichen Stellen am meisten an der Realität der BIP-Entwicklung vorbeigehen. Doch genau auf diese überwiegend falschen Prognosen basieren die Haushaltsplanungen, die Geldpolitik und die Euro-Rettung. Man muss kein Astrologe sein, um zu erkennen, dass die Sterne für eine Gesundung des defizitären deutschen Staatshaushalt 2012 nicht günstig stehen.

Rebecca Bellano

Keinen Bedarf

Von Manuela Rosenthal-Kappi

Die Russen haben derzeit keinen Bedarf an einer „starken Hand“. Auch nicht an einem Präsidenten, der an der Macht klebt wie Italiens Berlusconi oder an einem Diktator wie Libyens Gadaffi. Die Bilder der Massenkundgebungen sprechen eine deutliche Sprache. Auf Plakaten vergleichen die Demonstranten Putin respektlos mit einem gebrauchten Präservativ. Slogans wie „Wir wollen keinen gebrauchten Präsidenten“, Vergleiche mit den Diktatoren Gadaffi und Kim Jong Il zeigen, was sie von Putin halten. Die Protestierenden wollen vor allem eins: Als Bürger ihres Landes und als Wähler ernst genommen werden und einen Präsidenten, der auf ehrliche Weise an sein Amt gekommen ist. Der als Finanzspezialist auch im Westen viel gelobte Alexej Kudrin hat als Vermittler und – falls das Tandem sich einsichtig zeigt – auch als Premier eine reelle Chance, das Regierungsschiff wieder in ruhigeres Fahrwasser zu steuern.

Wulffs Glück

Von Wilhelm v. Gottberg

Christian Wulff wird Bundespräsident bleiben, wenn nicht andere, neue Belastungen gegen ihn vorgebracht werden. Bundeskanzlerin Angela Merkel und SPD-Chef Sigmar Gabriel haben sich aus taktischen Gründen für sein Verbleiben im Amt ausgesprochen. Ein Rücktritt würde offenlegen, dass Merkels Kandidat Wulff für das Amt des Bundespräsidenten eine Fehlentscheidung war. Daran kann der Kanzlerin nicht gelegen sein. Gabriel muss befürchten, dass mit der weiteren Diskussion über Wulff und seine reichen Freunde auch erneut Nachteiliges über die früheren niedersächsischen Ministerpräsidenten Gerhard Schröder und Gerhard Glogowski hochkommt. Das wäre keine gute Voraussetzung für den Plan, die CDU/FDP-Koalition in Berlin 2013 durch Rot-Grün abzulösen. Wulff wird – getrieben durch seine Vergangenheit – nunmehr die großen politischen Anliegen von Rot-Grün verbal unterstützen. Sein Werben für die bunte offene Gesellschaft in Deutschland oder seine unsinnige Bemerkung, der Islam gehöre zu Deutschland, sind Beispiele dafür.

Der Bundespräsident bleibt für den Rest seiner Amtszeit angezählt. Seine Weihnachtsansprache war armselig. Die Hälfte seiner Ansprache widmete er der extremistischen Zwickauer Terrorgruppe. Ein Thema, das in der Vergangenheit mehr als ausreichend behandelt wurde. Der Exkurs zu seinem Sohn, dem er abends vorliest und der dann beruhigt einschläft, war deplatziert. Wulffs Feststellung, dass Deutschland in der Vergangenheit Solidarität von Europa erfahren habe, ist falsch.

Wulff verdankt sein Glück, im Amt verbleiben zu dürfen, dem Rücktritt seines untadeligen Vorgängers Horst Köhler. Köhlers Rücktritt 2010 und Wulffs Rücktritt 2011 – das wäre eine Staatskrise mit nicht abschätzbaren Folgen.

Auf Kosten der Zukunft

Von Rebecca Bellano

Über die Höhe der Beamtenpensionen besteht in der Öffentlichkeit eine ganze Reihe von Irrtümern“, so der Beamtenbund dbb auf die Bitte der *PAZ* um eine Stellungnahme zu den in der „Bild“-Zeitung veröffentlichten Zahlen (siehe Seite 2). Dazu trügen interessengeleitete Studien und Berichte sowie von einigen Medien angezettelte Neiddebatten bei. So schwanke der höchstmögliche Pensionssatz nach mindestens 40 Dienstjahren je nach Bund oder Land aktuell zwischen 71,7 und 72,1 Prozent. Zudem dürfe er nicht mit dem aktuellen Rentenniveau von rund 48 Prozent nach 45 Beitragsjahren verglichen werden, da diese noch Betriebsrenten erhalten würden.

Ein jüngerer Arbeitnehmer kann hierzu nur überwiegend resigniert den Kopf schütteln, da Betriebsrenten auch immer mehr der Vergangenheit angehören. Blass wird er allerdings, und das egal ob er Angestellter oder Beamter ist, wenn er sieht, welche Pensionslasten in den nächsten Jahren auf die öffentlichen Haushalte zukommen. War vor kurzem zu lesen, dass einige deutsche Unternehmen die Rückstellungen für ihre Betriebsrenten zu niedrig angesetzt haben und diesen Fehler nun korrigieren müssen, so wird einem schwindelig, wenn man realisiert, dass der Staat im Gegensatz zu der so oft gescholtenen Wirtschaft gar nicht erst Rücklagen für die zu zahlenden Pensionen gebildet hat. Zwar haben einige Bundesländer inzwischen diesen Fehler erkannt, doch kaum gilt es, Rückstellungen für die Zukunft zu tätigen, bringt die klamme Haushaltslage so manchen Kämmerer auf die Idee, dies irgendwie zu umgehen.

Fast jedes Unternehmen wirtschaftet sozialer als der Staat

„Klären will der Landrat auch, ob es möglich ist, die Rückstellungen aufzulösen, die der Kreis für Pensionen von Beamten gebildet hat“, war erst vor wenigen Tagen im „Wiesbadener Kurier“ zu lesen. Dabei ist es unwichtig, um welchen Landkreis es sich handelt, denn es sind manche, die die Probleme der Vergangenheit lieber in die Zukunft schieben. Dieses Modell hat sich schließlich über Jahrzehnte bewährt. Allerdings ist die Zukunft der 70er, 80er und 90er Jahre inzwischen in manchem Haushalt zur Gegenwart geworden, ohne dass man die nun fällig gewordenen Rechnungen noch weiter in die Zukunft verschieben kann. Zinslasten für Altschulden belasten viele Haushalte bei Ländern, Städten, Kommunen und Gemeinden derart, dass Investionen, ja sogar die Begleichung der alltäglichen Rechnungen manchmal kaum noch möglich sind.

Bedenkt man dann, dass Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern als sparsam und solide wirtschaftend gilt, dann fragt man sich, was die Zukunft noch zu bieten hat, außer nicht mehr zu begleichende Rechnungen. Ob man dann Pensionär oder Rentner ist, dürfte unwichtig sein, denn die heute getätigten Zusagen können dann sowieso nicht mehr eingehalten werden.



Die Aufschrift „Halt! So geht es nicht!“ war im November vor dem Landtag in Mainz bei einer Demonstration gegen die von der rot-grünen Landesregierung geplanten Einsparungen bei der Beamtenbesoldung zu lesen: Anlass war eine Anhörung im Finanzausschuss zu einem Gesetzentwurf, der vorsieht, dass unter anderem die jährliche Besoldungserhöhung von 2012 bis Ende 2016 auf ein Prozent festgelegt werden soll.

Bild: T. Silz/dapd

Moment mal!



Zur Abwechslung mal gute Nachrichten

Von Klaus Rainer Röhl

Täglich flimmern Katastrophen über den Bildschirm, schreien die Radiosender Zeter und Mordio. Untergang der Währung, Rezession, die Schlagzeilen der Zeitungen leuchten übergroß von den Kiosken: Parteien-Krise, Präsidenten-Krise, Bankenkrise, Sinn-Krise. Untergang – so oder so.

Unheilspropheten ziehen von Talkshow zu Talkshow. Deutschland ist bedroht von rechtem Gedankengut, Rechtsextremismus, schreien die Linksextremen, die langsam in der Mitte der Gesellschaft angelangt sind. Die Deutschen haben nichts aus der Vergangenheit gelernt, rufen uns die Bußprediger zu, wir müssen noch mehr Asylbewerber aufnehmen als bisher, sagt der Europa-Abgeordnete Daniel Cohn-Bendit: „Wir, die Grünen, müssen dafür sorgen, so viele Ausländer wie möglich nach Deutschland zu holen. Wenn sie in Deutschland sind, müssen wir für ihr Wahlrecht kämpfen.“ (Vierteljahreszeitschrift Deutschland in Geschichte und Gegenwart, Nr. 1/2011)

Warum diese Heidenangst vor dem eigenen Volk, das von der Presse mit einem sonst nirgendwo in der Welt zu findenden Misstrauen betrachtet, argwöhnisch beäugt, kontrolliert und beschimpft wird, gerade wir als Deutsche müssen, dürfen nicht, dürfen auf keinen Fall, haben die Pflicht und so weiter.

Schlechte Nachrichten, wohin man sieht. Katastrophen, Krisen, so oder so kaputt. Deshalb heute mal die gute Nachricht: Das deutsche Volk ist nicht umzubringen. Die Propaganda mit der politischen Korrektheit hat sich überlebt. Für die Jüngeren ist sie nur noch ein Anlass, um Witze zu machen. Die Menschen, durch den pausenlosen Appell an das schlechte Gewissen („gerade wir als Deutsche!“) längst immun geworden, leben unverdrossen weiter und sind gern in Deutschland. Sie lieben dieses Land und zeigen es auch, überall dort, wo es noch erlaubt ist: an den Skipisten und auf den Fußballplätzen. Die meisten Deutschen, und das ist die Mehrheit, die in einer Demokratie die Politik bestimmt, sehen zuversichtlich in die Zukunft. Das Ifo-Konjunktur-Barometer steigt signifikant. Die Deutschen kauften bis zum Heiligen Abend 28 Millionen Weihnachtsbäume und 15 Millionen Weihnachtsgänse oder Hasen, kauften Geschenke im Wert von Milliarden. Sie feiern Weihnachten mit ihren Eltern und Kindern in der Familie und essen die Weihnachtsgans und singen oder hören wenigstens deutsche Weihnachtslieder. Selbst die getrennt lebenden Paare feiern Weihnachten als Familie oder tun wenigstens für diesen Abend vor den Kindern so, als wenn sie noch eine wären. Jede fünfte in den letzten Jahren geschlossene Ehe ist geschieden, mit fatalen Folgen für die Kinder, die sich zwischen ihrer Patchwork-Familie und den ständig wechselnden und oft schlecht ausgebildeten Kita-Betreuern einrichten und später vielleicht zum Psychiater müssen. Aber vier Fünftel der Ehen werden nicht geschieden! In diesen Ehen wird wiederum die Hälfte der Kinder von ihren Müttern erzogen. Auch das ist eine gute Nachricht nicht nur für die betroffenen Kinder.

Die meisten Ehen werden nicht geschieden

Die Deutschen haben trotz eines gigantischen Gegen-Propaganda-Aufwands eine eigene Meinung. 90 Prozent der Deutschen stimmten Thilo Sarrazin zu – trotz fast einstimmiger Hetze in den Medien. 44,4 Prozent der am Mitgliederentscheid teilgenommenen FDP-Mitglieder lehnen die Milliarden-Haftung für den sogenannten „Rettungsschirm“ ab. Die vom Abstieg bedrohte Partei kann sie nicht mehr ignorieren. Auch das ist eine frohe Botschaft zum neuen Jahr.

Zehn Prozent aller Jugendlichen zwischen 13 und 15 sind alkoholgefährdet. Viele sind falsch ernährt, haben Übergewicht, treiben zu wenig Sport, und mindestens 8,2 Prozent der Jungen und sechs Prozent der Mädchen sind akut internetsüchtig. Schlimm. Die Mehrheit aber lebt in den vielen kleinen oder großen Städten des Landes und meistens bei beiden Elternteilen, ist Mitglied in Sportvereinen und ist, meistens dank elterlicher Mithilfe, nicht internetsüchtig. Viele von ihnen spielen ein Instrument oder singen in einem Chor. Zu Weihnachten sind die Kirchen selbst in den kleinsten Städten und Dörfern voll von Menschen, die musizieren.

Noch eine gute Nachricht: Der Verein für die Erhaltung der deutschen Sprache (VDS) sammelte – unter dem Titel „Deutsch ins Grundgesetz“ im vergangenen Jahr über 46 000 Unterschriften, die dem Bundestagspräsidenten Lammert übergeben wurden. Die Zeit, in der die sogenannten 68er die öffentliche Meinung bestimmten, die Themen setzten und am Ende ihre Ziele erreichten, sind vorbei. Die multikulturellen Seifenblasen sind geplatzt. Eine selbstbewusste Nation ist wieder gefragt und wird akzeptiert. Wie oft habe ich an dieser Stelle der Kanzlerin empfohlen, bei aller Gastfreundschaft auch das eigene Volk nicht zu vergessen. Langsam hat es sich herumgesprochen. Bundesfamilienministerin Kristina Schröder sagte der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“, Ausländerfeindlichkeit, Antisemitismus und Islamfeindlichkeit müssten in aller Härte bekämpft werden. „Aber auch Deutschenfeindlichkeit ist Fremdenfeindlichkeit, ja Rassismus! Denn hier wird jemand diskriminiert, weil er einer bestimmte Ethnie angehört.“

Stuttgarter Wutbürger waren nur eine Minderheit

Na also, geht doch. Wenn der Trend in die richtige Richtung zeigt, hat er viele Anhänger. Auch wir sind Deutschland. Besucher sind herzlich willkommen, aber, so Horst Seehofer im „Focus“: Menschen aus anderen Kulturkreisen wie der Türkei und arabischen Ländern täten sich in Deutschland schwerer. Draus ziehe er den Schluss, „dass wir keine zusätzliche Zuwanderung aus anderen Kulturkreisen brauchen!“ Nun, ist das ein Wort?

Die meisten Deutschen trauen den Bußpredigern nicht mehr. Auch wenn sie ein Jahr lang Tag für Tag wohlwollend vom Fernsehen begleitet werden wie der Aufstand der Stuttgarter „Wutbürger“ gegen den neuen Bahnhof. Als die Wutbürger endlich eine Volksabstimmung durchgedrückt hatten, fanden sie sich in der absoluten Minderheit wieder. Auch eine gute Nachricht aus diesem Jahr.

Über den Euro durften die Deutschen nicht abstimmen. Denn bald war klar, dass die Mehrheit der Befragten für die Beibehaltung der D-Mark war. Man wollte lieber die deutsche Einheit, die erst zwölf Jahre alt war, vernünftig ausgestalten, was schwierig und kostspielig genug schien, als mal schnell eine neue Einheits-Währung aus dem Hut zu ziehen wie ein Hütchenspieler seine Hütchen. Eine Schnapsidee: Währungseinheit mit am Ende einem Dutzend und inzwischen noch mehr anderen europäischen Staaten unterschiedlicher Geschichte, Sprache, Kultur und Entwicklung, die wirtschaftlich unter keinen Hut zu bringen sind. Diskutiert wurde landauf, landab, aber es war eine Scheindiskussion, gefragt wurden die Deutschen nicht – andere europäische Völker auch nicht.

Norwegen und England wollten ihre Währung überhaupt nicht abgeben. Sie können sich heute glücklich preisen. Wie sehen die Deutschen heute, zehn Jahre nach der Einführung des Euro, ihre Lage? Laut einer Umfrage wünschten sich 52 Prozent von ihnen schon 2010 ihre alte Währung zurück. Im Juni 2011 hat sich die Zahl der Euro-Gegner noch erhöht: 67 Prozent der Deutschen hätten heute lieber die D-Mark wieder.

Auch das ist eine gute Nachricht. Und die Politiker werden daran gemessen werden, ob sie die Botschaft verstanden haben.

Mehr gute Nachrichten in Röhls neuem Buch „Höre Deutschland. Wir schaffen uns nicht ab“.

Armut heißt seine Braut

Leitstern auch für unsere Zeit: Große Ausstellung über Franz von Assisi in Paderborn

Der heilige Franz von Assisi predigte und lebte die Armut. Überaus reich ist hingegen die Schau, die im Erzbischöflichen Diözesanmuseum in Paderborn gezeigt wird: mit Reliquien des Heiligen, prachtvollen Miniaturen aus dem Vatikan sowie Gemälden und Skulpturen.

Noch heute ist die Gemeinschaft der Franziskaner, die sich auf eine der wirkmächtigsten und bis heute populärsten Heiligengestalten des Mittelalters beruft, mit 15 500 Mitgliedern sehr groß.

„Franziskus – Licht aus Assisi“ heißt die Ausstellung im Diözesanmuseum in Paderborn, die dem Heiligen, der am 4. Oktober verehrt wird, seit dem 9. Dezember bis zum 6. Mai 2012 gewidmet ist.

Die kunst- und kulturhistorische Ausstellung umfasst 14 themenbezogene Einheiten. Am Anfang stehen die charismatischen Gründergestalten Franziskus und Klara von Assisi. Weiter werden wichtige Aspekte der beeindruckenden Wirkungsgeschichte der Orden in Mittelalter und Neuzeit bis zur Aufhebung vieler Konvente infolge von Säkularisation und Kulturkampf im 19. Jahrhundert beleuchtet. Anhand von Lebensbildern bedeutender Heiliger wie Berthold von Regensburg und Elisabeth von Thüringen werden zentrale Leitmotive franziskanischer Spiritualität vorgestellt.

Ergänzt wird „Franziskus – Licht aus Assisi“ durch eine zeitgenössische großformatige Filminstallation des Künstlerduos M + M in der Paderborner Fußgängerzone, die Franziskus’ Bruch mit seinem Vater und die radikale Abkehr vom Reichtum darstellt, und durch das Franziskanerkloster Paderborn. „Unser Kloster ist die Welt“ dokumentiert das Engagement der franziskanischen Gemeinschaften in Kirche und Gesellschaft vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Im Fokus der Schau stehen franziskanische Lebensentwürfe zwischen Industrialisierung und Globalisierung angesichts einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft.

Franz von Assisi wurde Ende des 12. Jahrhunderts als Sohn des reichen Textilhändlers geboren. Er wächst in einem privilegierten Stand auf, erhält eine schulische Grundausbildung, ist Mitglied in der führenden Zunft der Kaufleute. Er genießt die Vorzüge seines Standes, wozu auch eine ausschweifende Lebensweise gehörte.

Die existenzielle Erfahrung von Kriegsgefangenschaft und Krankheit stürzt ihn in eine innere Krise. Nach zwei eremitischen Jahren findet er – mittlerweile enterbt – in den Worten der Jüngeraussendung „Machet die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen, wecket die Toten auf, treibet die Teufel aus ... weder Gold noch Silber sei in euren Gürteln, traget weder Röcke noch Schuhe ... umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebet es auch“ (Mt. 10, 6-14) seinen Lebenssinn. Er wendet seinen Blick den Armen und Aussätzigen zu und legt seiner Regel mit Gründung des „Ordens der Minderbrüder“ (Minoriten) 1209/10, der von Papst Innozenz III. gebilligt wird, die göttliche Berufung zur Armut, zu hilfreicher Tat und Predigt zugrunde.

Der einstige Kaufmannssohn nimmt sich Christi Lehre und Leben kompromiss- und bedingungslos zum Vorbild, bricht mit leeren Händen auf, versucht, unter Achtung der Schöpfung, Frieden zu stiften und zusammen mit seinen Gefährten die Menschenfreundlichkeit Gottes erfahrbar zu machen.

Schnell sammelt sich um den Revolutionär Franziskus mit dem einfachen Lebensstil und der klaren Sprache eine religiöse Gemeinschaft, die sich von Assisi ausgehend in ganz Italien und dem Umland ausbreitet. 1221 gibt es die erste Franziskus-Bruderschaft in Deutschland.

Neben dem Minoritenorden gründete sich mit Klara von Assisi der weibliche Zweig, der noch stärker auf Armut und das kontemplative Leben in der Abgeschiedenheit der Klausur bedacht war. Ein weiterer Orden, gegründet 1221, nimmt Laien in die Bruderschaft auf.



Der hl. Franziskus und Frau Armut, Malerei (Ausschnitt) im Gewölbe der Unterkirche von S. Francesco, Assisi, um 1320: Radikale Nachfolge Christi Bild: Ausstellung

„Licht aus Assisi“, der Titel der Ausstellung, ist auch Programm. Die Räume sind sehr hell und gut beleuchtet, überall wird man von warmem Licht empfangen. Der erste Teil ist dem Sonnengesang gewidmet, dem wohl bekanntesten Text Franziskus’. Dazu wurden mehrere große Leinwände mit dem Text übereinandergelegt und diffus beleuchtet. So sind zwei Hauptelemente bereits benannt, zum einen das Licht, zum anderen der Text. Dominierend in der Ausstellung sind die zahlreichen Handschriften, die man in so einer Dichte nirgends antrifft, darunter Breviers, Bullen, Graduale und eine Schriftprobe des Franziskus.

Die Ausstellung führt rund 200 qualitätsvolle und hochkarätige Exponate aus nationalen und internationalen Museen und Bibliotheken in Paderborn zusammen. Gezeigt werden Stücke aus zahlreichen internationalen Museen und Bibliotheken wie dem Louvre in Paris, der Vatikanischen Pinakothek und der Biblioteca Apostolica Vaticana in Rom oder dem Bayerischen Nationalmuseum München. Erstmals sind Fragmente der beim Erdbeben von 1997 beschädigten Gewölbemalereien aus der Kirche von San Francesco in Assisi zu sehen. Ein kostbares Exponat kommt direkt aus der Reliquienkapelle in Assisi, nämlich der Abendmahlskelch und die Patene. Dieses silberne Gefäß spiegelt den Wunsch des Franziskus wider, „alles, was zum Opfer gehört, solle in kostbarer Ausführung“ gehalten sein, um „den heiligsten Leib und das Blut unseres Herrn Jesus Christus“ in angemessener Weise zu verehren.

Christiane Rinser-Schrut

Die Ausstellung „Franziskus – Licht aus Assisi“ im Erzbischöflichen Diözesanmuseum, Markt 17, 33098 Paderborn, ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr und jeden ersten Mittwoch im Monat bis 20 Uhr geöffnet. Der Eintritt beträgt 7 Euro, ermäßigt 5 Euro.

IN KÜRZE

Königsberg in Lichtenberg

In Königsbergs Partnerstadt, dem (Ost-)Berliner Bezirk Lichtenberg, kennt man die ostpreußische Hauptstadt zumeist nur unter dem historisch belasteten sowjetischen Namen Kaliningrad. Wurden doch die deutschen Namen der fremdverwalteten Ostgebiete unter der Moskauer Vasallenherrschaft der SED rigoros aus dem öffentlichen Leben verbannt. Die Berliner Partnerschaft mit der Stadt am Pregel ist dessen ungeachtet ganz lebendig. Erst im November gastierte der Kinder- und Jugendchor der Königsberger Schostakowitsch-Musikschule in Lichtenberg.

Fotoausstellung mit modernen Motiven

Aus Anlass des zehnjährigen Bestehens der Städtepartnerschaft ist derzeit eine Fotoausstellung im Rathaus des Bezirks über das moderne Königsberg zu sehen – organisiert vom Museum Friedländer Tor.

37 Fotoarbeiten des Königsberger Fotoklubs „Helios“ zeigen das Bild der Stadt in vielerlei Facetten: von der Freude des Frühlingsblühens bis zu friedlicher Stille nach dem Schneefall. Aufgenommen sind Straßen, Häuser, der Dom und mächtige Befestigungsanlagen aus dem 19. Jahrhundert, Neubauten, Schiffe im Hafen, Parks und Menschenscharen im Zentrum sowie der unvergessene „Genius der Stadt“: Immanuel Kant. Er hat in den Seelen der heutigen Einwohner die Gegenwart mit der Vergangenheit versöhnt. *Christian Rudolf*

Die Ausstellung ist in der ersten und zweiten Etage des Bezirksrathauses Berlin-Lichtenberg in der Möllendorffstraße 6 montags bis freitags von 8 bis 18 Uhr zu sehen. Da der Ratssaal nicht jederzeit zugänglich ist, wird um vorherige Nachfrage unter Telefon (030) 90296-2222 gebeten.

Im Mittelpunkt der groteske Mensch

Scharfer Beobachter seiner Zeit: Der katalanische Surrealist José Porta Missé

Das habe er seinem Vater zu verdanken, sagt der 84-Jährige, der eine große Vitalität ausstrahlt. Zentral auf Barcelonas Prachtboulevard Passeig de Gràcia gelegen, lebt und arbeitet José Porta Missé in seinem weiträumigen Domizil. Es ist ein fließender Übergang vom Wohn- in den Arbeitsbereich. Einer der Räume ist den Gemälden seines Vaters Josep Porta Galobart (1888–1958) gewidmet. Darunter eine Porträtzeichnung von Carmen Franco, der Tochter des spanischen „Führers“. Um seine künstlerische Unabhängigkeit zu bewahren, verzichtete der Senior bewusst darauf, politische Kontakte zu nutzen. Und diese Haltung hat der Filius José konsequent übernommen.

Dabei mangelte es nicht an Gelegenheiten. Im Zeitraum etwa zwischen 1950 und 1970 geriet Spanien unter General Franco international in die Isolation. Der Diktator suchte nach Wegen, dies zu konterkarieren und ergriff die Initiative. Es erging die Direktive, die weit über die Landesgrenzen hinaus inzwischen international anerkannten spanischen Maler für patriotische Interessen einzuspannen. Davon profitierte auch Salvador Dalí, dem fortan die spanischen Botschaften Raum für seine Werke boten.

Zu Beginn ihrer Laufbahn verband beide Surrealisten eine Freundschaft. So teilten sie sich seinerzeit ein Atelier auf Mallorca. Mit seiner eher introvertiert angelegten Art entwickelte sich der 1927 in Barcelona geborene José Porta Missé zum Geheimtipp der Kunstszene des Landes. Dabei verstand er es, Menschen aller Altersstufen für seine Malerei zu begeistern. Seine Bilder hängen heute über den Globus verteilt in vielen privaten Sammlungen.

> Mit dem Exzentriker Dalí teilte sich Porta Missé ein Atelier

Auslandsaufenthalte hinterließen unverkennbar ihre Spuren in seiner künstlerischen Entwicklung. Das wird dem Betrachter in den Bildern vermittelt, die die erlebten Epochen, deutlich untereinander abgegrenzt, reflektieren. Bestimmend für die auf Mallorca verbrachte Zeit sind die immens großen Insekten. Danach fließen in seine Porträts Eindrücke aus dem Swinging London der 60er Jahre ein, wo er eine unbeschwerte Zeit verbrachte. In den Arbeiten aus dieser Epoche fängt Porta Missé die Noblesse englischer Aristokraten ein, deren natürlich gelebte distinguierte Lebensart einen nachhaltigen Eindruck auf den in der Öffentlichkeit zurückhaltend agierenden Maler aus Barcelona machte. Der spätere Porta Missé entdeckte schließlich den Konstruktivismus für sich.

Neben London war ein weiterer Abschnitt für den aufstrebenden Surrealisten prägend: Berlin. Von der Kommode in seinem Wohnzimmer nimmt er ein Foto hoch, entstanden in der deutschen Hauptstadt während der Goldenen 20er. Es zeigt seinen Vater in illustrer Runde zusammen mit Heinrich Zille und Max Beckmann. Dieses Umfeld sollte den Lebensentwurf des Surrealisten Porta Missé entscheidend beeinflussen und die Richtung vorgeben, in die er sich fortan bewegt.

Als Kreativer ist er im Herzen jung geblieben. Sein Domizil im Herzen Barcelonas frequentieren auch zahlreiche Menschen, darunter junge Talente, die er nach Kräften fördert. Er nimmt sich Zeit für den Dialog mit „unkundigen Kunstinteressierten“, und begeistert sie für Anliegen der Kunst und des Künstlers. Dabei befreit er den Begriff Kunst von allem daran eventuell haftetem Elitären.

Das kulturelle Leben der Stadt pulsiert und er nimmt aktiv daran teil. Die Siesta zwischen halb drei und fünf Uhr nachmittags ist ihm heilig und fester Bestandteil seines Tagesablaufs. So fühlt er sich am Abend fit und ausgeruht, Veranstaltungen zu besuchen und Kollegen zum gegenseitigen Austausch zu treffen. José Porta Missé unterhält Kontakte weit über Katalonien hinaus. In Madrid wurde das Ensemble des Teatro Lara auf ihn aufmerksam. Er freut sich, dass sein Surrealismus auch von Künstlern des darstellenden Genres geschätzt wird. Seine Arbeiten sprechen ihre eigene Sprache.

Seine Freunde in Deutschland meinen, es sei an der Zeit, ihren Landsleuten den „neuen Porta Missé“ nicht länger vorzuenthalten und haben ihre Fühler ausgestreckt, um den rüstigen Surrealisten zu bewegen, im Frühjahr 2012 eine Ausstellung seiner Werke im vertrauten Berlin zu eröffnen (www.porta-missé.eu).

Michael Johnschwager


José Porta Missé: Sitges (Acryl auf Leinwand, 1980) Bild: Archiv

Ihr Tod war Friedrichs des Großen Glück

Mit ihrem Ableben ebnete Zarin Elisabeth vor 250 Jahren den Weg zum Ende des Siebenjährigen Krieges

Wovon die Nationalsozialisten träumten, war Friedrich dem Großen vergönnt: In einer Kriegsphase, in der die Niederlage nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien, schied eine Großmacht infolge eines Todesfalls aus der Koalition der Gegner aus. Es war der Tod der russischen Zarin Elisabeth. Ihm folgte schließlich der Frieden von Hubertusburg, der den Siebenjährigen Krieg beendete und Friedrichs Besitz Schlesiens endgültig bestätigte.

„Wenn man zwei Weiber und die Franzosen am Hals hat, muss man wohl schlimm aussehen", beschied Friedrich der Große seine Leipziger Vermieterin. Das war 1756 zu Beginn des Siebenjährigen Kriegs. Und was er „am Hals" hatte, nennen russische Historiker bis heute „sojus trjoch bab" (Drei-Mägde-Union), deren Zugehörige Friedrich vor seinen Generälen benannte: Die Habsburgerin Maria Theresia, die er als undeutsche „Königin von Ungarn" verachtete und der er 1740 das Herzogtum Schlesien abnahm. Sodann Madame de Pompadour, die einflussreiche Mätresse Ludwigs XV. Und noch Zarin Elisabeth, Tochter Peters des Großen, für Friedrich „infame Hure des Nordens".

Dass Paris und Wien gegen ihn waren, beunruhigte Friedrich nicht weiter. Beide hatten gerade ihren alten Gegensatz überwunden, dieser würde aber bald wieder aufbrechen. Die Gegnerschaft Russlands verblüffte ihn, denn Preußen und Russen schienen zu bestem Einvernehmen vorbestimmt: Seit Jahrhunderten trieben sie einträglichen Handel, mit ihren geopolitischen Zielen kamen sie einander nicht in die Quere, da Russlands Interessen in Sibirien, im Kaukasus und am Schwarzen Meer lagen. Den Rest konnte man getrost dem Charme deutscher Frauen überlassen, für die russische Fürsten seit Peters heißer Romanze mit der schönen Moskau-Deutschen Anna Mons die größte Vorliebe hatten. Die Liste „Nemeckie princessy na rossijskom trone" (deutsche Prinzessinnen auf Russlands Thron) ist sehr lang und beschränkt sich nicht allein auf Zarin Katharina die Große, geborene deutsche Prinzessin von Zerbst, die verschämte „Preußen-Freundin".

Temporäres Pech für Friedrich war, dass Katharinas Vorgängerin Elisabeth aus der propreußischen „Gynäkratie" ausscherte und den König mit größtem Misstrauen ansah: „Sollte König Friedrich Erfolg haben, so werden sich seine Erben niemals mit Preußen allein zufrieden geben." Prophetische Zarin! Unter Friedrich verdoppelte sich Preußens Territorium, was eine monarchische „Beförderung" bewirkte: Friedrich I. wurde 1701 zum König „in" Preußen gekrönt, weil Teile Preußens unter polnischer Herrschaft waren, Friedrich der Große wurde durch Landnahmen per Polen-Teilung König „von" Preußen. Der Weg dorthin führte durch lange, blutige Kriegsjahre, die der König in Kauf nahm, obwohl er 1740 in seiner Schrift „Antimachiavell" Könige, die Krieg anfingen, gefühlskalte Menschenfeinde nannte. Solche Diskrepanzen zwischen Tat und Wort sind der Grund, warum deutsche, russische und andere Historiker den König auch als „Zyniker" sehen.

Militärisch war Friedrich ein Liebling der Kriegsgötter: Der Erste Schlesische Krieg (1740/42) war ein „Coup", wobei dem König eine volle Kriegskasse und eine gut gedrillte Infanterie zum Erwerb des reichen und strategisch wichtigen Schlesiens verhalfen. Daran änderte auch die gegnerische Koalition aus den Großmächten Russland, Österreich und England nichts. Der Zweite Schlesische Krieg (1744/45) war ein Präventivkrieg, in dem Preußen seine schlesischen Eroberungen verteidigen konnte. Das war möglich, weil Zarin Elisabeth den „lächerlichen Schah von Berlin" und „Lumpensammler" nur zu gern geschädigt hätte, aber keine Mittel hatte, ihrer Verbündeten Maria Theresia zu helfen.


„Infame Hure des Nordens" und „Bärin": Zarin Elisabeth von Russland Bild: Archiv

Der dritte Krieg wurde nach heutiger polnischer Meinung als „Wojna blyskawiczna" (Blitzkrieg) geführt. Er dauerte von 1756 bis 1763 und firmiert darum in der Historiografie als „Siebenjähriger Krieg". Speziell die Russen widmen ihm viel Forscherfleiß, weil er sie wenigstens zeitweilig wie Sieger aussehen ließ. Zu Kriegsbeginn boten Preußen und Verbündete 340 000 Soldaten auf, Russland und Alliierte 758 000. Das Kriegsziel der Gegner war, Preußen auf ein Markgrafentum Brandenburg zurückzustutzen, wogegen sich Friedrich zwei Jahre lang mit legendären Siegen wehrte. Erst mit Eingreifen der Russen kam Preußen 1757 in Bedrängnis, 1758 wurde Königsberg erobert und Ostpreußen dem russischen Imperium angefügt. 1759 folgten schlimmere Niederlagen, wobei der König verzagte: „Von einem Heer von 48 000 Mann habe ich nur noch 3000. Ich glaube, dass alles verloren ist, ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben."

Fast hätte Friedrich zu früh aufgegeben. Zunächst errangen seine Feinde noch einige Erfolge, beispielsweise im September 1760 die Einnahme Berlins, und rachlüstern malte sich Zarin Elisabeth Friedrichs Untergang aus: „Sie haben nie erwartet, meine Soldaten in Berlin zu sehen, nicht wahr? Ich werde nichts verlangen als Preußen." Aber dem stand die wachsende Uneinigkeit der Alliierten entgegen, von der Friedrich profitierte. Dann kam der 5. Januar 1762. Die „Bärin", wie Friedrich Elisabeth nannte, starb plötzlich, ihr Nachfolger Peter III., Bewunderer Preußens, schloss umgehend Frieden. Die europäische Landmacht Preußen und die verbündete Kolonialmacht England waren die Sieger. Russland verlor 138 000 Soldaten und gewann wenigstens eine Wiederannäherung an Preußen, was Friedrich drastisch begründete: „Es ist günstig für uns, mit diesen Barbaren zusammenzugehen."

In Russland hatte sich Katharina am 28. Juni 1762 auf den Thron geputscht und ein Chaos vorgefunden: das Heer im Ausland, seit acht Monaten unversorgt, Flotte und Festungen zerfallen, die Staatskasse höchst verschuldet, aufsässige Stimmung im Volk. Katharina konnte sich keinen Krieg leisten, musste ihn im Süden aber gegen die Osmanen führen. Friedrich gratulierte ihr zu Erfolgen wie der Eroberung der Krim, hatte aber Hintergedanken. Seit 1768 war Polen unter russischer Herrschaft, was Unruhe bewirkte, die Friedrich durch eine Teilung Polens beheben wollte. Er brachte die „Koalition der drei schwarzen Adler", womit Russland, Preußen und Österreich ob ihrer Wappentiere gemeint waren, mit diplomatischen Mitteln dazu, die Erste Teilung Polens 1772 zu beschließen, die Preußen eine Landverbindung zu Ostpreußen verschaffte. Friedrichs letztes auswärtiges Ziel war erreicht. Er konnte sich fortan mit inneren Reformen, historischen Studien und freundlich-kritischen Ratschlägen an Zarin Katharina beschäftigen. Diese sind veröffentlicht und sehr lesenswert.

Friedrich der Große genießt unverändert größte Wertschätzung bei Russen, größere noch bei Polen, wovon vor allem der Dauererfolg des Buchs „Wielki Fryderyk" (Friedrich der Große) zeugt, das Adolf Nowaczynski 1911 veröffentlichte, um Friedrichs Qualitäten zu preisen: „Patriotismus, Vernunft und Bürgersinn".

Wolf Oschlies

Er war der »Hauptmann von Köpenick«

Vor 90 Jahren starb Wilhelm Voigt – Der Ostpreuße zog den preußischen Militarismus durch den Kakao wie kein anderer

Seine Köpenickiade gehört zu den komischsten Episoden der preußischen Geschichte. Nichtsdestoweniger war der Ostpreuße Wilhelm Voigt eine traurige Figur. Tragik zieht sich durch sein Leben vom Anfang bis zum Ende.

Der am 13. Februar 1849 in Tilsit geborene Sohn eines Schuhmachermeisters, der den Beruf seines Vaters ergreift, wird schon mit 14 Lebensjahren straffällig. Es folgt eine Karriere als Kleinkrimineller mit einem halben Dutzend Verurteilungen wegen Diebstahls und Urkundenfälschung. 1890 versucht er dann mittels einer Brechstange, sich in Wongrowitz, Provinz Posen in den Besitz der Gerichtskasse zu bringen. Er wird erwischt und im Februar des darauffolgenden Jahres „wegen schweren Diebstahls im Rückfalle zu 15 Jahren Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf zehn Jahre und Zulässigkeit von Polizeiaufsicht" verurteilt. Voigt sitzt die Haftstrafe ab und wird einen Tag vor seinem 57. Geburtstag aus der Haft entlassen.

Mit zusammengerechnet fast 30 Jahren Haft hat Voigt bis dahin mehr als die Hälfte seines Lebens hinter Gittern verbracht. Der Staat ist gewarnt und tritt Voigt mit der entsprechenden Skepsis entgegen. Tragischerweise versucht Voigt, nun, da sein Ruf ruiniert ist, offenkundig ernsthaft, auf den früh verlassenen Pfad der Tugend zurückzukehren. Der Anstaltsgeistliche hat ihm Arbeit in seinem erlernten Beruf in Wismar vermittelt und er führt sich gut. Da wird er im Mai seines Entlassungsjahres aufgrund seiner Vorstrafen aus dem Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin ausgewiesen. Der Preuße zieht nach Berlin zu seiner älteren Schwester Bertha und findet in der Millionenmetropole auch Arbeit in


Bild: Archiv
Wilhelm Voigt: Das Original

einer Schuhwarenfabrik. Am 24. August 1906 erhält er jedoch als „eine für die öffentliche Sicherheit und Moralität gefährliche Person" vom zuständigen Polizeipräsidenten auch für Berlin ein Aufenthaltsverbot. Voigt taucht daraufhin unter. Er behält zunächst seine Arbeitsstelle, hat aufgrund seines illegalen Status jedoch kaum Aussicht auf dauerhafte Beschäftigung.

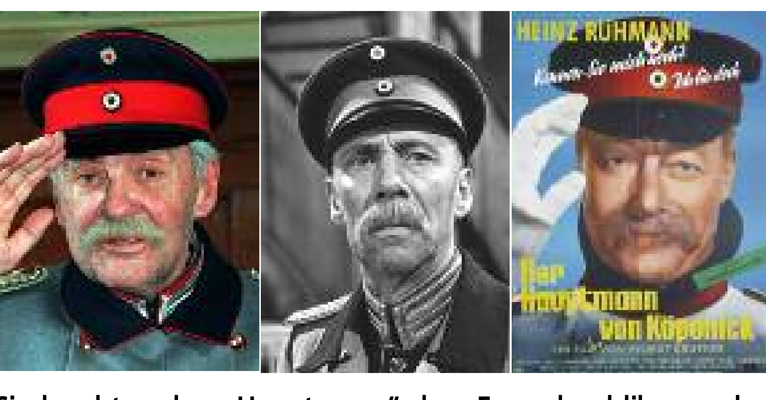
In dieser Situation geht Voigt sein nächstes Verbrechen an, das als Köpenickiade in das kollektive Gedächtnis Eingang gefunden hat. Carl Zuckmeyer übernimmt zwar in seinem Drama „Der Hauptmann von Köpenick. Ein deutsches Märchen in drei Akten" Voigts Rechtfertigung, er habe nur einen Pass ergaunern wollen, um ungestört ein rechtschaffenes Leben als wertvolles Mitglied der Gesellschaft führen zu können, doch bei allem Wohlwollen für Voigt müssen wir wohl davon ausgehen, dass den Hochstapler eher die Aussicht auf eine Millionen-Beute reizte. Pässe wurden nämlich auf dem Landratsamt des Kreises Teltow ausgestellt. Von Köpenick hingegen hieß es seinerzeit in der Presse, dass in der Stadt fast 65 000 Mark erwirtschaftet worden seien und für Wertpapiere im Werte von zwei Millionen Mark ein neuer Tresor angeschafft werden müsse.

Nachdem Voigt sich vorher in diversen Trödelläden die Bestandteile einer Uniform eines Hauptmannes im 1. Garde-Regiment beschafft hatte, zog er am 16. Oktober derartig kostümiert los. Er unterstellte sich in Berlin zwei Wachkommandos, denen er begegnet war, und fuhr mit ihnen nach Köpenick, wo er mit deren Hilfe das Rathaus besetzte, den Bürgermeister gefangen nahm und sich vom Kassenrendanten die Stadtkasse aushändigen ließ. Dabei stieß er auf keinerlei Widerstand. Der „Hauptmann von Köpenick", wie er sich später selber nannte, gab dann noch ein paar Befehle und Anweisungen und begab sich anschließend mit einer Beute von 3557,45 Mark in bar und Zinsscheinen in Höhe von 443,25 Mark alleine auf den Rückweg nach Berlin, wo er sich an einem stillen Örtchen wieder umzog und in den Zivilisten Voigt zurückverwandelte.

Möglicherweise hätte man Voigt nie erwischt, wenn nicht einer seiner Mitgefangenen sich seiner damaligen Worte, dass er „einfach Soldaten von der Straße holen" werde, erinnert und ihn verpfiffen hätte. Am 26. Oktober 1906 wurde er verhaftet und am 1. Dezember des Jahres „wegen unbefugten Tragens einer Uniform, Vergehens gegen die öffentliche Ordnung, Freiheitsberaubung, Betruges und schwerer Urkundenfälschung" zu vier Jahren Gefängnis verurteilt.

Statt sich vorgeführt zu fühlen und nach Rache zu dürsten, reagierte der Kaiser und preußische König bemerkenswert gelassen. Ob Wilhelm II. Voigt als „genialen Kerl" bezeichnet und dessen Tat lachend mit den Worten kommentiert hat „Da kann man sehen, was Disziplin heißt. Kein Volk der Erde macht uns das nach!", sei dahingestellt, jedenfalls ließ er sich unverzüglich über die Tat seines Landsmannes berichten und begnadigte ihn 1908.

Voigt gelang es, sein Schelmenstück zu vermarkten. Sein Prozess war bereits von der Öffentlichkeit mit großem Interesse verfolgt worden und das Gleiche galt auch für seine Auftritte nach der Haftentlassung. Schon wenige Tage nach der Entlassung wurde in seiner Anwesenheit eine Wachsfigur von ihm im damals bekannten Berliner Wachsfigurenkabinett „Castans Panoptikum" enthüllt. Er bereiste ganz Deutschland und auch das Ausland, um in Lokalen und auf Jahrmärkten aufzutreten, gerne auch in der Rolle des „Hauptmannes von Köpenick". 1909 erschien in Leipzig seine Autobiografie „Wie ich Hauptmann von Köpenick wurde. Mein Lebensbild".



Sie brachten den „Hauptmann" dem Fernsehpublikum nahe: Harald Juhme; Rudolf Platte und Heinz Rühmann Bilder (3): Archiv

Voigt kam darüber zu Geld, wurde jedoch nichtsdestotrotz von der Staatsmacht kritisch beäugt, stand weiterhin unter Polizeiaufsicht. Erneut geriet er in Konflikt mit dem Gesetz. Diesmal wurde ihm Verletzung der Gewerbeordnung vorgeworfen.

Der Deutsche entzieht sich weiteren Querelen mit den Staatsorganen in seiner Heimat durch einen Wohnortwechsel ins Ausland. Genügend Geld hatte er inzwischen. 1910 ließ er sich einen luxemburgischen Ausweis ausstellen und zog in das Großherzogtum. 1912 kaufte er dort ein Haus, wohin er sich aus der Öffentlichkeit zurückzog, um dort seinen Ruhestand zu genießen.

Letzteres war ihm allerdings nicht vergönnt. Der Erste Weltkrieg und die anschließende Inflation vereitelten dies. Wie vor der Köpenickiade wieder mittellos verstarb er von einer schweren Lungenerkrankung gezeichnet am 3. Januar 1922 in Luxemburg, wo er auch begraben liegt.

Manuel Ruoff

Der Wald, ein Nationalsymbol der Deutschen?

Das Deutsche Historische Museum geht auch dieser Frage in einer anspruchsvollen Sonderausstellung nach

Wenn das Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz für eine Sonderausstellung mit dem Titel „Unter Bäumen. Die Deutschen und der Wald" eine Anschubfinanzierung leistet, mag der Interessierte damit eine primär forstwirtschaftliche, ökonomische und ökologische Aufarbeitung assoziieren. Wer aber dann im Untergeschoss der Ausstellungshalle des Deutschen Historischen Museums zu Berlin in diesem musealen Waldgebiet wandelt, wird überrascht. Gelangt er doch bei seiner weitläufigen Promenade nicht nur in die Tiefe des Waldes, sondern auch zu der tiefschürfenden Frage: Ist der Wald ein Ort der kollektiven Identität der Deutschen? Der Wald – ein Nationalsymbol für uns Deutsche?

Die Kuratoren gehen dieser Frage auf nahezu ausschließlich preußischem Terrain nach. Preußische Exponate beherrschen den Erkenntnisgang übermächtig. Dies wird plakativ deutlich an der Sammlung der Kopfbedeckungen der Förster. Dort sticht ein „Schiffshut zur Galauniform der Forstmeister in Bayern" fast wie ein exotischer Fremdling aus der Preußen-Schau heraus. Jedoch, dies darf, soll gestattet sein am Standort Berlin. Bereits im Foyerbereich wird deutlich, dass die Kuratoren im Gleichschritt auf den „preußischen Weg" einbogen. Kommt der Besucher doch hier in den Genuss der hoch originellen textlichen Anfänge der Waldwirtschaft als wissenschaftliches Fach. So schrieb Friedrich Wilhelm Leopold Pfeil (1783–1859) in seinem „Erziehungsbuch für Waldbäume": „Fragt die Bäume, wie sie erzogen sein wollen, sie werden Euch besser darüber belehren als die Bücher es tun." Und das, obwohl doch, wie man staunend erfährt, Bäume Bücher sein können: „Baumbücher". Jedem Baum wurde um 1800 ein „Baumbuch" zugedacht; äußerlich ein Buch, aufgeschlagen ein kunstvolles Schatzkästchen mit Astscheibe, Borke, Blättern, Zapfen, Nadeln und Samen des verarbeiteten Baumes. 173 solcher Exemplare haben überlebt in der „Hohenheimer Xylothek".



Deutsche Freiheitskämpfer im Wald: Die Lützower Jäger Theodor Körner, Karl Friedrich Friesen und Heinrich Hartmann Bild: Archiv

In England und Frankreich überlebten im ausgehenden Mittelalter Millionen Bäume den großen Kahlschlag für den Haus- und Schiffsbau nicht. Die Folgen sind noch heute sichtbar: Weite Freiflächen sind allenfalls mit Baumgruppierungen bestanden, horizontweit reicht der Blick. Dem deutschen Wald blieb dieser Exitus erspart. Das schuf früh ein besonderes Verhältnis zum und Verständnis vom Wald. Beides wurde in Dichtung, Malerei und Musik künstlerisch ausgedrückt.

„Alles drängt sich zur Landschaft", schrieb der Frühromantiker Philipp Otto Runge (1777–1810) im Jahr 1802. Knorrige Eichen und verschneite Nadelwälder erhielten eine geradezu mystisch aufgeladene Bedeutung. Caspar David Friedrich (1774–1840) wurde der bedeutendste Frühromantiker. In der Waldausstellung kommt sein „Kreuz im Gebirge" (um 1823) zu Ehren. Mit der zerklüfteten wilden Bergwaldlandschaft ist es eine vorzügliche Wahl, gaben doch die Frühromantiker noch Zeugnis vom ursprünglichen, wilden Wald voller Fährnis und Bedrohung. Mit dem streng zentralen Christuskreuz erhebt Friedrich den düsteren Waldausschnitt – nebenbei – zum Sakralraum. Carl Blechen (1798–1840) darf mit seiner „Schneelandschaft" und ihrem geheimnisvollen, dämonischen Charakter gerade noch der Frühromantik zugeschlagen werden.

Doch die Wald-Maler mit einer neuen Betrachtungsweise stehen bereits vor der Tür. Konsequent stellen sie den deutschen Wald als „geordnetes" Refugium dar, das sich für den Aufenthalt anbietet. Biedermeierliche Komposition als Ausdruck der Behaglichkeit hält Einzug; der Wald wird zum ersehnten Ziel für Ruhe suchende Individualisten. Carl Spitzweg (1808–1885) formt diese neue bürgerliche Sehnsucht in seinem Gemälde „Der Lieblingsplatz" (um 1849) anschaulich aus. Auf einer Bank an einem Waldweg sitzt in schöner Umgegend ein lesender Mann; ein Hund schläft friedlich zu seinen Füßen. Die Städter entdecken den Wald für sich; in ironischem Anstrich zeigt August von Rentzell (1810–1891) in „Die verregnete Grunewald-Partie" ihre Unerfahrenheit und Unbeholfenheit im Umgang mit dem Wald: Eine Familie im Sommersonntagsstaat steht pudelnass im heftigen Regen.

Daneben aber hat sich in der Kunst längst auch eine andere Sichtweise auf den deutschen Wald etabliert. Die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 waren Waldkriege; aus dem Wald heraus warfen sich preußische, österreichische, russische und schwedische Truppen auf die Restheere Napoleons – und siegten entscheidend bei Leipzig. Der Dramatiker Theodor Körner war 1813 im Lützowschen Freikorps im Forst von Rosenow gefallen; „Theodor Körner, Friedrich Friesen und Heinrich Hartmann auf Vorposten" überschreibt Georg Friedrich Kersting (1785–1847) sein Gemälde (mit dem Pendantbild „Die Kranzwinderin") im tiefen Eichenwald. Spätestens dies bedeutete den Anfang der Rückbesinnung auf die Deutschen als „Waldvolk": Hatten nicht schon die Germanen die Römer in der Wildnis des Waldes besiegt? „Hermann als Sieger" von Wilhelm Lindenschmidt (1806–1848), das den germanischen Heeresführer im leuchtend roten Gewand als wahren Herkules vor einem übermächtigen Eichenstamm zeigt, gibt die Antwort. Der Wald als Ort der kollektiven Erinnerung: Als Kampfplatz für die deutsche Sehnsucht nach politischer Einheit ist er endlich zum nationalen Symbol geworden.

> Exponate aus Preußen beherrschen die Berliner Ausstellung

Hitler verspielte es, als er das „deutsche Waldvolk" für sein Machwerk instrumentalisierte. Konzentrationslager waren üblicherweise im Wald versteckt. Das Heer als „der marschierende Wald" sei ein urdeutsches Phänomen, schrieb Elias Canetti 1960 in „Masse und Macht". Der Wald als Nationalsymbol war dahin; er sei stattdessen als „politische Landschaft" verdächtig geworden, so der Kunsthistoriker Martin Warnke.

Dies kommt bei unserem Museumswaldgang gegen Ende zum Ausdruck, wo sich politische Plakate mit dem Wald befassen: „Rettet den Wald. Die Grünen", hieß es 1982. Zwei Jahre darauf lautete es: „Der Wald stirbt. Der Wald soll bleiben. Wir helfen. Die SPD." Wohl nur in Deutschland konnte sich die Diskussion über den angeblich sterbenden Wald zu einer solch hysterischen Untergangsdebatte hochschaukeln.

Die neu erwachte Lust am Land, die sich nicht zuletzt am glänzenden Absatz einer Reihe aufwändig produzierter Land-Magazine zeigt, ist dabei, ein neues Selbstbewusstsein der Dörfler zu schaffen. Immer mehr von ihnen verbringen ihre Freizeit im oder am Wald. Die Summe dieser Zuwendung kann vielleicht als die Wiederentdeckung des Waldes als Nationalsymbol begriffen werden, wenn auch als „weiches". Ganz friedfertig, mit seinen alten Märchen, Mythen und Sagen – und weniger mit Schwertern und Kanonen. *Heinz-Wilhelm Bertram*

Die Sonderausstellung „Unter Bäumen. Die Deutschen und der Wald" ist noch bis zum 4. März im Deutschen Historischen Museum, Ausstellungshalle hinter dem Zeughaus, Unter den Linden 2, 10117 Berlin, täglich von 10 bis 18 Uhr zu sehen. Nähere Informationen sind erhältlich unter der Telefonnummer (030) 203004-444. Der Katalog zur Ausstellung kostet 25 Euro.

Sein Backpulver verschaffte ihm den Durchbruch

Vor 150 Jahren wurde August Oetker geboren – Den Tod seines einzigen Sohnes konnte der Unternehmensgründer nicht verwinden

Wie kann die Welt wissen, dass Du etwas Gutes tust, wenn Du es ihr nicht anzeigst?" Diese Suggestivfrage stammt von August Oetker, dem Gründer des Lebensmittelkonzerns "Oetker-Gruppe" mit der berühmten Marke „Dr. Oetker". Heute besteht ein weitgehender Konsens, dass es insbesondere Werbung und Marketing waren, die den Erfolg des Firmengründers erklären. Ein weiterer Faktor war seine fachlich-naturwissenschaftliche Qualifikation. Er war der Sohn eines Bäckermeisters und durch seine Mutter, eine Rechtsanwaltstochter, Enkel eines Akademikers. Nach dem Besuch der Bürgerschule und dem Abitur machte der am 6. Januar 1862 in Obernkirchen geborene Niedersachse erst eine Apothekerlehre und studierte dann Pharmazie. Er schloss das Studium in Berlin mit der Note "sehr gut" ab und promovierte anschließend in Freiburg über die Frage „Zeigt der Pollen in den Unterabtheilungen der Pflanzen-Familie charakteristische Unterschiede?"

Schon früh trieb es Oetker in die Selbständigkeit. Mit der Beteiligung an einem Betrieb für Apotheken-Gerätschaften hatte er wenig Erfolg. Doch dann ermöglichte ihm die Mutter seiner 1889 geheirateten Ehefrau Caroline, sich etwas Eigenes aufzubauen, sein eigener Herr zu werden. Mit ihrer finanziellen Hilfe erwarb er 1891 in Bielefeld eine eigene Apotheke, ein Ereignis, an dem heute die Gründung von „Dr. Oetker" festgemacht wird.

Oetker baute das Laboratorium seiner Apotheke aus und begann mit seinen naturwissenschaftlichen Fähigkeiten, an neuen Produkten zu experimentieren, die er dann – nicht ohne Erfolg – feilbot. Ein Gesundheitskakao gehörte ebenso zu den von ihm entwickelten und vertriebenen Produkten wie eine Fußcreme.

> Innovative Werbe- und Marketingideen sowie naturwissenschaftliche Qualifikationen

Der Durchbruch gelang ihm, als er sich einem Problem zuwandte, das er aus der väterlichen Backstube kannte. In Oetkers Heimat wurden bis dahin Sauerteig oder Hefe verwandt, um den Brotteig aufzulockern – was allerdings mit Umständen verbunden war. In den Vereinigten Staaten war man auf diesem Gebiete bereits weiter. Dort wurde mit Backpulver gearbeitet. Der innovationsfreudige Oetker erfuhr davon. Inwieweit der Deutsche das Backpulver wirklich verbessert hat, ist umstritten. Unumstritten hingegen ist, dass er 1893 mit dem Vertrieb eines von ihm produzierten Backpulvers namens „Backin" begonnen hat und dass die Art der Vermarktung wesentlich zu dem Erfolg des Produktes beigetragen hat. Er verkaufte das Backpulver in kleinen Tütchen zu zehn Pfennig. Das war ein für breite Schichten erschwinglicher Preis, und viel falsch machen konnte man auch nicht, da die dafür erstandene Menge genau die richtige für ein Pfund Mehl war. Weitere Produkte folgten wie Vanillinzucker, Puddingpulver unterschiedlichster Geschmacksrichtungen und eine Speisestärke namens „Gustin".

Erfolgreich warb Oetker bei den Hausfrauen mit seinem Doktortitel um Vertrauen. Nicht umsonst heißt die Marke nicht „Oetker", sondern „Dr. Oetker". Dabei handelte es sich um eine der ersten gepflegten Herstellermarken überhaupt. 1903 wirkte er an der Gründung des „Verbandes der Fabrikanten von Markenartikeln" mit. „Ein heller Kopf verwendet nur Dr. Oetkers Fabrikate", lautete sein erster Werbespruch. Der daraus entwickelte sogenannte Hellkopf wurde 1899 als Wahrenzeichen eingetragen und ist noch heute Kernstück des Logos. Schon bald betrug der Anteil des Werbeetats am Umsatz mehr als ein Zwanzigstel.

Der Erste Weltkrieg brachte dem geschäftstüchtigen Unternehmer zusätzliche Profite. Das Militär trat



August Oetker: Gemälde des Ostpreußen Paul Emil Gabel

als Großabnehmer auf, die Verwendung von Hefe für Backwaren wurde 1915 staatlicherseits verboten und der Import angelsächsischer Konkurrenzprodukte ging zurück. Wozu Oetker das Seinige beitrug mit Parolen wie: „Deutsche Hausfrauen! Kauft von jetzt an nur noch das deutsche Gustin statt des englischen Mondamin." Von 1914 bis 1918 verdoppelte sich Oetkers Umsatz.

Doch dieser betriebswirtschaftliche Nutzen des Völkerringens stand in keinem Verhältnis zum Verlust des einzigen Sohnes. Rudolf, so sein Name, war der Hoffnungsträger und wurde systematisch zum Nachfolger seines Vaters aufgebaut. Der 1889 geborene Filius besuchte das Realgymnasium, studierte und promovierte 1914 über „neue Ester einiger Monosaccharide mit Essigsäure, Benzoesäure, Zimtsäure und Kaffeesäure", also ein durchaus einschlägiges Thema. Danach trat er in das väterliche Unternehmen ein, wo er sich bei Arbeiten wie Angestellten allgemeine Anerkennung erwarb. Doch dann kam der 8. März 1916. Wie so viele andere Deutsche fiel er in der Schlacht um Verdun. Der gebrochene Vater überlebte seinen Sohn um nicht einmal zwei Jahre. Noch vor dem Kriegsende starb August Oetker am 10. Januar 1918 in Bielefeld.

Mit den beiden Kindern seines Sohnes, einem Mädchen und einem Jungen, hatte er zwei Erben, die noch lange nicht so weit waren, das Unternehmen zu übernehmen. Die Folgen der Niederlage brachten weitere Belastungen für das Unternehmen. Überlebt hat „Dr. Oetker" trotzdem, wie hierzulande wohl nicht nur jede Hausfrau weiß. *Manuel Ruoff*

Bundespräsident soll Vorbild sein: Kann Wulff das noch?

Zu: „Bundespräsident verspielt Kredit" (Nr. 50)

Wie hat sich der deutsche Bundespräsident in einer für ihn persönlich kritischen Situation verhalten? Wulff ließ dem Landtag von Niedersachsen 2009 – in seinem Namen (!) – antworten, der Ministerpräsident sei „selber der Überzeugung ..., dass er jeden auch noch so vagen Verdacht der Annahme eines Vorteils oder gar der Beeinflussbarkeit in seiner Amtsführung vermeiden muss" (Zitat aus der „FAZ" vom 14. Dezember). Jeder noch so vage Verdacht müsse vermieden werden – davon, sagte Wulff, sei er überzeugt. Diese Überzeugung hat sich als ein bloßes Lippenbekenntnis erwiesen. Wulff hat nicht berichtet, dass er von der Ehefrau des Schrott-, Diamanten- und Immobilienhändlers Geerkens einen günstigen Privatkredit über 500000 Euro erhalten hat. Dies war ein Vorteil für Wulff. Den Vorteil hat er angenommen.

Egon Geerkens und Ehefrau Edith wohnen in Luzern. Im Kanton Luzern gilt ein Steuerprivileg für Ausländer. Die Höhe der Steuern richtet sich nach den Lebenshaltungskosten, beträgt aber mindestens das Fünffache der Wohnkosten. Voraussetzung ist, dass die Betreffenden ihr Geld nicht in der Schweiz verdienen. Für viele Reiche ist das ein phantastischer Deal, im Schnitt zahlen sie nur etwa 100000 Franken Steuern jährlich. Der Kanton Zürich hat dieses Steuerprivileg in einer Volksabstimmung 2009 abgeschafft. Seitdem ist etwa die Hälfte der Privilegierten ausgewandert – 92 von 201. Andere Kantone sind auf dem Weg dahin.

Bundespräsident Wulff zählt noch andere besondere Menschen zu seinen Freunden. Immer wieder erklärt er, dass der Aufenthalt in einer Ferienwohnung des Hannoveraner Unternehmers Carsten Maschmeyer „ein saudummer Fehler" gewesen sei. Eine Unachtsamkeit, die ihm ärgerlich lange am Hemd klebe; eine „Unsensibilität".

Maschmeyer gab und gibt zu reden: Im NDR wurde im Januar 2011 der Film „Der Drückerkönig und die Politik. Die schillernde Karriere des Carsten Maschmeyer" ausgestrahlt, trotz massiver Drohungen des Betroffenen. Und das Neueste zu Maschmeyer: Er tritt mit sofortiger Wirkung aus dem Verwaltungsrat des Lebensversicherers Swiss Life zurück. Zugleich will er einen Teil seines Aktienpakets abstoßen. Maschmeyer reagiert damit auf Vorwürfe gegen seine Person und den von ihm gegründeten Finanzdienstleister AWD.

Ich meine, der Bundespräsident darf nicht den Durchschnitt der Deutschen verkörpern. Er hat allen Deutschen ein Vorbild zu sein. Kann Wulff das noch sein?

Jürg Walter Meyer, Leimen

Etwas zurückgeben

Zu: „Pflichtjahr für Rentner? Nein danke!" (Nr. 50)

Es ist schade, dass Herr Röhl so massiv gegen die Idee des Pflichtjahres für Rentner polemisiert. Er möge bitte auch einen Blick auf das Freizeitverhalten seiner Generation werfen. Die Fitness-Studios und Sportvereine sind stark frequentiert von Senioren, die nicht ausgelastet sind und sportlich-körperlich aktiv sein wollen.

Was wäre also so verwerflich daran, wenn diese immer noch größtenteils leistungsfähige Generation etwas von dem zurückgäbe, was ihr die Brandt-, Schmidt- und Kohl-Ära so großzügig hat zukommen lassen?

Frank Fechner, Berlin

Besser überlegen

Zu: „Pflichtjahr für Rentner? Nein danke!" (Nr. 50)

Von einem Freund bekam ich die Empfehlung, Ihre Zeitung zu lesen. Habe sofort ein Probeabo bestellt und auch gleich bekommen. Vielen Dank dafür!

Was ich in der ersten Ausgabe zu lesen bekam, hat mich gekränkt. Ihr Autor Klaus Rainer Röhl schreibt da von der Wehrpflicht in Deutschland und davon, dass nur noch 19 Prozent aller Jugendlichen dieser nachkamen. Das waren dann auch nur noch welche aus bildungsfernen Schichten, ländlichen Gebieten und natürlich aus der ehemaligen DDR. Ich selbst lebe im ländlichen Raum, in Thüringen (Ex-DDR), und bin nach Herrn Röhls Meinung damit bildungsfern. Röhl möge künftig besser überlegen, was er da so schreibt. Eine Entschuldigung wäre nicht fehl am Platze.

Ich werde trotzdem Ihre Zeitung gerne lesen und jeden Freitag in freudiger Erwartung den Briefkasten öffnen.

Kai Friebe, Erfurt

Reformieren!

Zu: „Die Probleme beseitigen, nicht die Babys" (Nr. 50)

Das Recht auf Leben des ungeborenen Kindes sollte immer vorgehen. Es gibt nur wenige zwingende Gründe, ein schutzloses Leben auszulöschen. Die aktuelle Abtreibungs-Praxis muss aus meiner Sicht gründlich reformiert werden.

Frank Rost, Berlin

Leerer Beutel

Zu: „Schattenbanken außer Kontrolle" und „Frustbeißen gegen Britannien" (Nr. 51)

Auf die dummen Gesichter der Euroländer, wenn Deutschland pleite ist, kann man sich schon jetzt freuen. Aus einem leeren Beutel kommen nur Staubwolken. Die größten Euro-Schreier sind dann immmer dagegen gewesen.

Horst Polakowski, Gernsheim



Freut sich über die Ehrung: Für seine Verdienste um Europa erhält Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) im kommenden Jahr den Internationalen Karlspreis zu Aachen Bild: S. Willnow/dapd

Wehret Anfängen!

Zu: „Gezielte Diffamierung" (Nr. 50)

Der ganze Vorgang beweist, dass hier „Wissenschaftlichkeit" auf Befehl von oben ins Spiel gebracht wurde, um dem Willen einflussreicher politischer Kreise nach Diffamierung alles dessen, was sich einer linken Indoktrinierung widersetzt, zu entsprechen.

Auch die Deutschlandzentrale von Wikipedia hat bewiesen, dass sie nur der verlängerte Arm politischer Kräfte ist, deren Ziel Volksverdummung ist, um die Rechte des Souveräns auf Freiheit für Meinungen und Informationen systematisch zu beschneiden.

Das erreicht man, indem bestimmte Zeitungen auf den Index gesetzt werden, sodass jeder, der sie zitiert, selbst zur „Unperson" wird. Wehret den Anfängen, denkt an 1933 und die Machtergreifung der Nazis! „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch!"

Dr. Günter Römer, Erfurt

Stänkerei beenden

Zu: „Bundespräsident verspielt Kredit" (Nr. 50)

Ich bin mit Bundespräsident Wulff weder befreundet, noch in der CDU. Trotzdem: Die Stänkerei sollte endlich aufhören.

Potentaten waren meist einsam. Jeder Bürger hat Freunde, das ist nicht nur normal, sondern auch sehr erwünscht. Sie stammen vielleicht schon aus der eigenen Kinder-, Schul- und Studienzeit. Mit dem Berufsleben kamen weitere hinzu. Die Kinder wuchsen gemeinsam auf, man besuchte sich regelmäßig, feierte zusammen, überließ dem anderen sein Ferienhaus und half womöglich sogar mit Rat und Tat beim Hausbau. Mit der Beförderung des einen oder anderen an die Spitze einer Behörde oder gar des Staates soll nun jede gewachsene Freundschaft plötzlich vorbei sein? Die Vorsicht scheint es zu gebieten. Die Folge: Isolation pur! Das kann doch niemand wollen.

Horst Redetzky, Delmenhorst

Das Wort von der »Volksherrschaft« ist nur noch ein Placebo

Zu: „Erdienert" (Nr. 50)

Das Direktorium der Karlspreisgesellschaft trifft bei der Auswahl seiner Preisträger nicht immer die richtige Entscheidung. 2002 würdigte es den „Euro" [sic!], weil dieser „wie kein anderer Integrationsschritt zuvor die Identifikation mit Europa befördert und damit einen entscheidenden, epochemachenden Beitrag zum Zusammenwachsen der Völkerfamilie" leiste. Im Grunde müsste dem „Euro" die Auszeichnung aberkannt werden, weil er Regierungen stürzt und kritische Stimmen zum Schweigen bringt. Als am 11. Oktober Richard Sulík und seine mitregierende Partei SaS gegen die Aufstockung des Euro-Rettungsschirms stimmten, kam es zum Zerfall der slowakischen Regierung. Erst bei der zweiten Abstimmung votierte die Opposition für den Rettungsschirm, weil sie zuvor die Regierung stürzen sehen wollte. Der Druck, den Merkel und die anderen Regierungschefs der Euro-Zone auf die Ministerpräsidentin Radicova ausübten, soll zudem „extrem" gewesen sein. Und während der österreichische Bundeskanzler Werner Faymann 2008 noch eine Volksabstimmung in Aussicht stellte, wenn EU-Vertragsänderungen „die Interessen Österreichs berühren", so betreibt er heute Wortklauberei, um ein Referendum zu umgehen.

Das „Zusammenwachsen der Völkerfamilie" erreicht der Euro heute vor allem durch Druck und Zwang. Die Währung verändert die regierenden Menschen jedenfalls nicht zum Guten. Und von einem demokratischen Europa der freien und selbstbestimmten Bürger ist man weiter denn je entfernt.

Der Preisträger von 2011, Jean-Claude Trichet, soll sich um die Stabilisierung des Euroraums in der Finanzkrise verdient gemacht haben. Dass sich dabei die EZB unter seiner Leitung durch den umstrittenen Ankauf von Staatsanleihen zu einer Bad Bank entwickelte, interessierte das Direktorium wohl weniger.

Was Wolfgang Schäuble betrifft, so sprach dieser in seiner Rede am 2. Oktober zur Einheitsfeier über die Losung „Wir sind das Volk" als eine Ursache für die demokratische Umgestaltung und Herstellung der staatlichen Einheit Deutschlands. Leider ist aber diese Parole nur noch ein Placebo, das dem Volk die Selbstbestimmung vortäuscht. Die Deutschen durften weder über eine EU-Verfassung noch über den realisierten EU-Vertrag von Lissabon abstimmen. Schäuble meinte zudem erst kürzlich, dass Deutschland seit 1945 nie mehr souverän war und deshalb unbedingt in Europa eingebunden bleiben muss. Entsprechend muss wohl der Amtseid „zum Wohle des deutschen Volkes" dahingehend gedeutet werden, dass das eigene Volk entmündigt ist. Bei einer solchen Fremdbestimmung ist es entsprechend einfach zu verlautbaren, dass Deutschland übermäßig vom Euro profitiere.

In der Utopie „Ini" (1810) schildert der Preuße Julius von Voß die Pflichten eines Kaisers der vereinigten Staaten von Europa, wozu die Erfüllung des Volkswillens zählt. Die Namen schlechter Regenten werden aber aus der Geschichte getilgt und ihre Gebeine auf ärmlichen Friedhöfen bestattet. Heute läuft das noch anders, wie Jan Heitmann folgerichtig vom „Erdienern" in seiner Kolumne spricht.

Ulrich Blode, Langenhagen

Nicht aufgeben

Zu: „Gezielte Diffamierung" (Nr. 50)

Seit etlichen Jahren bin ich Autorin bei wikipedia. Praktisch alles, was dort über die Prußen zu lesen ist, stammt von mir. Es hat Jahre gedauert, bis ich als Fachmensch respektiert wurde, und anfangs musste ich mich ebenso zur Wehr setzen, wie es im *PAZ*-Artikel beschrieben wird. Die linken und deutschfeindlichen Platzhirsche kämpfen mit harten Bandagen um „ihre" Wahrheit, die zumeist aus Quellen litauischer und polnischer Propaganda stammt. Zwischendurch mischen sich auf den Diskussionsseiten Teilnehmer ostpreußischer Herkunft ein, deren Beiträge automatisch als rechtsradikal und somit unwahr niedergebügelt werden.

Es treibt dort wunderliche Blüten: Mir wurden Literaturverweise auf deutsche Autoren des 18. oder 19. Jahrhunderts gelöscht, weil sie eben nicht litauisch, russisch oder polnisch und deshalb Nazi-Literatur waren. Ein Verweis auf das Ehepaar Mortensen verschwand, weil das Buch 1937 erschienen ist. Die Rezepte des Frauenreferates der Landsmannschaft zu „Königsberger Fleck" und „Königsberger Klopse" wurden abgelehnt, weil – na was wohl? – die Landsmannschaft rechtsradikal sei. In dieselbe Kategorie fallen das Doennigsche Kochbuch und das Rigasche Kochbuch. Uns Ostpreußen scheint nur rechtsradikales Essen zu schmecken.

Trotzdem nicht aufgeben, sondern sich gut bewaffnen mit Hartnäckigkeit, wissenschaftlichen Belegen und notfalls, gegen jede gute Erziehung, ebenfalls mit verbaler Unfairness.

Beate Szillis-Kappelhoff, Salzbergen

Regierung unfähig

Zu: „Dem Knackpunkt ausgewichen" (Nr. 50)

Das ganze Problem an der Geschichte ist einzig die total unfähige Regierung in Berlin. Man kümmert sich um jeden Mist. Aber das, was für das deutsche Volk lebenswichtig ist, übersieht man großzügig. Ein Bundespräsident, der eine moralische Instanz sein sollte, versagt hier völlig.

Man duldet den millionenfachen Mord an den ungeborenen Kindern. Nur eine vernünftige Familienpolitik bringt man nicht zustande. Den Kindern, die trotzdem noch geboren werden, werden die Mütter genommen, damit diese erwerbstätig sein können. Die Kleinstkinder, noch bevor sie richtig die liebevolle Zuwendung ihrer Mutter erfahren können, werden abgeschoben in eine Kinderkrippe.

Heute glaubt der Staat, alles reglementieren zu müssen. Was man an der Familienpolitik eingespart hat, muss man doppelt aufwenden für die Kinderkrippen und Sicherheime für die Alten.

Gustav Geste, Hannover

Hanna Reitsch flog Ritter von Greim aus Berlin aus

Zum Leserbrief: „Über die ‚Linden' auf und davon?" (Nr. 46)

Die Leserzuschrift eines Herrn aus Schöppingen stimmt auf keinen Fall. Dieser Herr scheint sehr schlecht informiert zu sein, obwohl es genügend Literatur über die letzten Tage oder Stunden in der Reichskanzlei im Mai 1945 gibt. Es gab auch etliche Zeitzeugen (Erlebnisträger), die sehr detailliert über das Ende Hitlers und die Verbrennung seiner Leiche berichtet haben (in Zeitungsberichten und Büchern).

Bei Hitlers Tod und Verbrennung waren anwesend: Heinz Linge (1913–1980), Chef des persönlichen Dienstes (Kammerdiener) bei Adolf Hitler, Otto Günsche (1917–2003), Hitlers persönlicher Adjutant, Erich Kempka (1910–1975), Hitlers Fahrer, der das Benzin für die Verbrennung herbeischaffte, Wilhelm Mohnke (1911–2001), Brigadeführer, Befehlshaber des Verteidigungsbereichs „Zitadelle" (Reichskanzlei) sowie Hans Baur (1897–1993), Flugkapitän Hitlers, um einige zu erwähnen, die zutreffend und wahrheitsgetreu berichteten.

Beim Ausbruch aus der Reichskanzlei gerieten folgende maßgebliche Zeitzeugen davon in russische Gefangenschaft: Linge, Günsche, Mohnke, Baur, die erst Ende 1955 aus der Gefangenschaft heimgekehrt sind.

Die weltberühmte tapfere Testpilotin Hanna Reitsch (1912–1979) – sie hatte das Eiserne Kreuz I. Klasse – flog am 26. April 1945 gegen Abend mit einem „Fieseler Storch" unter schwerem Flakfeuer nach Berlin, wo sie am Tiergarten landete. Robert Ritter von Greim war von einem Geschoss der Fuß durchschlagen und er verlor das Bewusstsein, so dass Hanna Reitsch das Steuer vor der Landung übernahm.

Im Bunker der Reichskanzlei ernannte Hitler Ritter von Greim zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe, die es so gut wie nicht mehr gab, und ernannte ihn zum Generalfeldmarschall, nachdem Göring aller Ämter enthoben worden war. Am 28. April flogen Ritter von Greim, Hanna Reitsch und ein erfahrener Pilot mit einer „Arado" (zweisitzig) vom Tiergarten, von Scheinwerfern und Flakgeschossen begleitet, wieder ab. Zunächst nach Rechlin an der Müritz, wo sie von Männern des Führungsstabes schweigend empfangen wurden.

Es war also der neu ernannte Generalfeldmarschall Ritter von Greim mit Hanna Reitsch, welcher die umschlossene Stadt Berlin verlassen hat.

Es ist erstaunlich, welche konstruierten, ausgefallenen Phantasien heutzutage Leserbriefschreiber durch die Medien in die Welt setzen, die fern von der damaligen Realität sind. Leider wird das zu oft ungeprüft geglaubt. Je unbestimmbarer und mystischer Nachrichten aus der damaligen Zeit sind, desto mehr Leser oder Hörer fallen darauf herein.

Horst Mutterlose, Remscheid

Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der der Redaktion decken muss. Von den an uns gerichteten Briefen können wir nicht alle, und viele nur in Auszügen, veröffentlichen. Alle abgedruckten Leserbriefe werden auch ins Internet gestellt.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 52 – 31. Dezember 2011

MELDUNGEN

Richtigstellung

Ragnit/Twer – Unter Rückgriff auf russischsprachige Quellen hatten wir in Nummer 51 berichtet, dass Wladimir Putin in Ragnit geweilt habe, um der Inbetriebnahme des vierten Blocks des Atomkraftwerkes (AKW) „Baltijsk“ beizuwohnen. Diese Meldung ist im Prinzip richtig, allerdings hat Putin nicht in Ragnit das AKW „Baltijsk“, sondern im 350 Kilometer hinter Moskau gelegenen Gebiet Twer das AKW „Kalinin“ besucht. Wir bitten um Entschuldigung. *PAZ*

Ambitioniertes Musikprojekt

Passenheim – Siegfried Taday, ostpreußischer Reiseunternehmer mit Wohnsitz und Arbeitsplatz in Düsseldorf und Scheufelsdorf bei Passenheim, Kreis Ortelsburg, kann erste Teilerfolge bei seinem Versuch vermelden, den Posaunenchor der evangelischen Kirchengemeinde in Passenheim wiederzubeleben. Auf unseren Bericht vom Mai meldeten sich einige Leser, die ihm gebrauchte Instrumente zur Verfügung stellten. Zusammen mit den zehn Exemplaren aus eigenem Bestand verfügt er so inzwischen über 45 Musikinstrumente. In Allenstein hat er einen Meister für Blechblasinstrumente gefunden, der Instrumente instandsetzen kann. Acht Musikinstrumente wurden für 2000 Zloty (etwa 450 Euro) bereits wieder gebrauchsfähig gemacht. Gerne würde der verhinderte Berufsmusiker, den die Umstände seinerzeit zwangen, einen Brotberuf zu ergreifen, den anvisierten Posaunenchor bei Bedarf durch Holzbläser zu einer Big Band erweitern. Dafür sucht er allerdings noch (gebrauchte) Holzblasinstrumente. Den musikalischen Schwerpunkt soll jedoch weiterhin die Kirchenmusik bilden, angereichert durch deutsche, polnische, russische und englische Volksmusik. Parallel zu den Musikinstrumentenspenden aus der Bundesrepublik haben sich in der Gemeinde Passenheim und Umgebung Interessierte gefunden, die in der Kapelle mitspielen wollen. Sie wurden bereits mit Instrument und Noten ausgestattet. Zur Ausbildung der Bläser plant der Hobbymusiker wöchentlichen Musikunterricht in seinem Ferienhaus „Panorama“ abzuhalten. Bisheriger Schlusspunkt der Planungen des Ostpreußen ist die Ausstattung der Blaskapellenmitglieder mit einer einheitlichen Kleidung, die natürlich masurisch sein soll. Im Jahr 2012 soll es bereits die ersten gemeinsamen Auftritte geben. Taday weiß, dass sein Programm ambitioniert ist. Aber der Reiseunternehmer hat den Wechsel in den Ruhestand fest im Auge und will sich dann ganz dem widmen, was er bis jetzt aus Zeitmangel nur als geliebtes Hobby betreiben kann. Wer dieses Projekt mit Holzblasinstrumenten oder auf andere Weise unterstützen oder einfach nur mehr darüber erfahren will, findet einen Ansprechpartner in Siegfried Taday, Carlo-Schmid-Straße 108, 40595 Düsseldorf. *PAZ*

Griff nach den Steinen

Königsberger, die das kulturelle Erbe an Ort und Stelle erhalten wissen wollen, haben mächtige Gegner

Vielerorts ist in Königsberg noch deutsches Kopfsteinpflaster zu sehen, entweder, weil es nie entfernt wurde, oder, weil es unter der Asphaltdecke wieder zum Vorschein kommt. Während die einen es als kulturelles Erbe an Ort und Stelle erhalten wollen, haben andere nicht nur ein Auge darauf geworfen, sondern strecken auch ihre Hand danach aus. Die Nachricht, dass Königsberger Kopfstein zur Reparatur des Roten Platzes in Moskau verwendet wird, sorgt für Unverständnis.



Sowohl Privatleute als auch Moskau sind an ihm interessiert: Königsberger Kopfsteinpflaster Bild: Tschernyschew

In den vergangenen Jahren sind die alten Pflastersteine, die einmal viele Straßen und Plätze Königsbergs schmückten, immer weniger geworden. Vor allem von vielen Straßen der Stadt sind sie ganz verschwunden. Andernorts wurden zwar auch Pflastersteine neu verlegt, doch bildet das die Ausnahme.

Immer mehr Bürger, vor allem jüngere, beschäftigen sich mit der Geschichte der Stadt, in der sie leben, und suchen ihren Platz darin. Viele Königsberger sind beunruhigt, wenn sie sehen, welche umfangreichen Veränderungen vor sich gehen und vor allem, wo historisches Kopfsteinpflaster wieder auftaucht. Die Informationen darüber, wer was mit den Steinen anfängt, sind spärlich und sehr widersprüchlich, was das Misstrauen gegenüber den Verantwortlichen noch vergrößert. Da hilft es auch nicht, wenn Bürgermeister Alexander Jaroschuk lapidar feststellt, dass einige betuchte Russen die Steine aufkaufen und sie zweckentfremden würden, etwa als Belag für ihre privaten Hauseinfahrten oder als Zier für ihre Gärten.

Als die Fragen von Journalisten an den Bürgermeister immer drängender wurden, gab er ihnen kürzlich erstmals klare Auskunft darüber, wohin das Kopfsteinpflaster verschwindet. Zunächst würden die Pflastersteine auf sechs Lagerstätten verteilt. Die Hälfte lagere auf dem Gelände der Städtischen Verkehrsbetriebe. Die geborgenen Steine würden dann einer sorgfältigen Kontrolle unterzogen. Über 20 000 Pflastersteine seien dem Gebietsmuseum für Geschichte und Kunst übergeben worden für die Erneuerung des Wegbelags im Eingangsbereich und im Hof des Forts Nr. 5. Der andere Teil sei nach Moskau zur Reparatur des Roten Platzes transportiert worden. Darüber, wie viele Kopfsteinpflastersteine nach Moskau verbracht wurden, konnte oder wollte er keine konkreten Angaben machen, was bei den Anwesenden auf Unverständnis stieß. Hinsichtlich der kritisierten Fälle der unrechtmäßigen Aneignung von Pflastersteinen im Gebiet versprach Jaroschuk, den Staatsanwalt einzuschalten. Andererseits schlug er vor, die Steine einzelnen Bürgern auf Antrag kostenlos zu überlassen, wenn diese sich dazu verpflichteten, dem Allgemeinwohl zu dienen, indem sie der Öffentlichkeit zugängliche Höfe damit belegen lassen.

> Königsberger Kopfsteinpflaster für den Roten Platz

Trotz aller Bemühungen ist damit zu rechnen, dass in Zukunft die gepflasterten Flächen in der Stadt weiter schwinden werden. Der Chef der städtischen Baubehörde erklärte das damit, dass es Probleme bei der Entwässerung gepflasterter Straßen gäbe und führte als Beispiel die Herzog-Albrecht-Allee [Thälmannstraße] an, auf der sich bei Regen große Pfützen bilden. Wahrscheinlich wird auch hier das Kopfsteinpflaster bald verschwinden.

Die Bürger befürchten, dass auch vom Hansaring [Prospekt Mira], wo es noch viel Pflaster gibt, dieses dem Asphalt weichen muss. Die Stadtverwaltung hingegen bestreitet, dass dies in nächster Zeit der Fall sein wird.

Jurij Tschernyschew

Kleiner Grenzverkehr beschlossen

Die polnische-russische Regelung stößt in Polen auf ein geteiltes Echo

Nach langwierigen Verhandlungen ist es soweit: Polen und Russland haben einen Vertrag über den sogenannten kleinen Grenzverkehr zwischen beiden Ländern abgeschlossen. Der Vertrag erlaubt es den Einwohnern des Königsberger Gebietes, visafrei über die gemeinsame Grenze zu reisen.

Hatte die Europäische Union zunächst darauf bestanden, die übliche Grenzzonenregelung zur Anwendung zu bringen und nur einen Streifen von 30 bis maximal 50 Kilometer beiderseits der Grenze einzubeziehen, ließ der Rat der EU nach einigem Hin und Her im Vorgriff auf eine entsprechende Vertragsunterzeichnung mit Russland vernehmen, dass man nun auch mit einer umfassenderen Lösung einverstanden sei. Unmittelbar danach und noch vor der Vertragsunterzeichnung Russlands mit der EU schlossen daraufhin die Außenminister Polens und Russlands, Radoslaw Sikorski und Sergej Lawrow, einen Vertrag ab, der die Einzelheiten regelt: Einbezogen werden auf russischer Seite das gesamte Königsberger Gebiet und auf polnischer Seite neben den westpreußischen Bezirken Danzig, Zoppot, Gdingen, Elbing und Marienburg die ostpreußischen Gebiete von Bartenstein, Heilsberg, Allenstein, Sensburg und Lötzen.

Damit wurde nicht nur eine praktikablere Lösung für die Königsberger geschaffen. Vielmehr hat sich auch Polen mit der Absicht durchgesetzt, auch seine grenzfernen städtischen Schwerpunkte in Altpreußen mit dem Königsberger Gebiet zu verbinden.

Russische Staatsbürger können, soweit ihnen bisher kein Einreiseverbot in den Schengenraum erteilt worden ist, nun eine Bescheinigung erwerben, die sie an der Grenze zusammen mit ihrem Reisepass vorzeigen müssen. Dieses Dokument kostet 20 Euro, wobei seine Gültigkeitsdauer zunächst zwei, später dann fünf Jahre betragen soll. Bewohner der Grenzregionen dürfen sich mit dieser Regelung bis zu 30 Tage ununterbrochen und bis zu 90 Tage pro Halbjahr im Gebiet des Nachbarstaates aufhalten, dort aber keiner beruflichen Tätigkeit nachgehen. Wie Außenminister Lawrow mitteilte, sieht er in der Vereinbarung einen ersten Schritt hin zu einem visafreien Reiseverkehr zwischen Russland und der EU.

> Mit der großen Lösung gab die EU Polen nach

Im südlichen Ostpreußen erhoffen sich der Kommunalpolitiker Miroslaw Pampuch und das Mitglied des EU-Parlaments Krzystof Lisek von der Regelung eine Vertiefung der Zusammenarbeit auf allen Ebenen des politischen und wirtschaftlichen, aber auch kulturellen Lebens. Nicht in den Genuss der neuen Regelung kommen Kreise wie Osterode, Ortelsburg und Deutsch Eylau. Die dortigen Kommunalbehörden kritisieren dies als Geringschätzung und Missachtung dessen, was ihre Kreise zur Entwicklung der polnisch-russischen Zusammenarbeit beitragen könnten.

Doch nicht nur von dieser Seite gibt es Kritik. So erklärte die ehemalige Außenministerin Anna Fotyga von der Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) auf einer Pressekonferenz in Allenstein, an der auch die beiden ebenfalls der PiS angehörenden Abgeordneten Iwona Arendt und Jerzy Szmidt teilnahmen, sie sei eine entschiedene Gegnerin der beschlossenen Lockerung des Grenzregimes. Nach einer Öffnung der Grenze seien, so Fotyga, eine Zunahme der Kriminalität und andere unerwünschte Erscheinungen, wie beispielsweise ein rapides Aufkommen sozialer Probleme und eine weitere Verschlechterung des Lebensstandards der polnischen Bürger, zu erwarten.

> Selbst Parteifreunde sind in dieser Frage zerstritten

Der PiS-Stadtrat Grzegorz Smolinski teilt die Kritik seiner Parteifreundin nicht. Vielmehr vertritt er die Meinung, die zu erwartenden Erleichterungen würden nur Vorteile zeitigen, und zeiht die Ex-Außenministerin der Ausländerfeindlichkeit. Nur eine Annäherung zwischen ihren Völkern könne zu der gewünschten Verbesserung der Beziehungen zwischen den beiden benachbarten Staaten führen. Um das zu ermöglichen, soll demnächst ein Beauftragter zur Förderung der polnisch-russischen Beziehungen beim Stadtpräsidenten von Allenstein berufen werden. Smolinski schlägt dafür Artjom Bologow, den Chef der russischen Minderheit in der Region, vor. All diese Maßnahmen sollen dem stereotypen Bild des Russen als Schmuggler und Mafioso entgegenwirken. Diesbezügliche Befürchtungen hinsichtlich der russischen Nachbarn seien unberechtigt und würden ihn an vergleichbare deutsche Ängste im deutsch-polnischen Grenzgebiet vor dem Beitritt Polens zur Schengen-Gruppe erinnern.

Thomas W. Wyrwoll
Grzegorz Supady



Lewe Landslied, liebe Familienfreunde,

heute ist Altjahrsabend – ich mag dieses Wort für den letzten Kalendertag eines Jahres, denn es vermittelt Ruhe und zwingt zum Nachdenken über das Geschehen der vergangenen zwölf Monate. Wieder kann ich einen Jahrgang „Ostpreußische Familie“ abschließen und ich muss sagen: Es war ein guter Jahrgang, er hat viel gebracht, Wünsche wurden erfüllt, Fragen gelöst, Verlorengeglaubtes gefunden, aber leider mussten auch manche in uns gesetzte Hoffnungen aufgegeben werden, weil die infrage kommenden Informanten nicht mehr leben oder keinen Zugang zu unserer Ostpreußischen Familie haben. Aber auch da funktioniert unsere ostpreußische „Buschtrommel“, unermüdlich wird von unseren Leserinnen und Lesern im persönlichen Umfeld nachgefragt, und so kommen doch Lösungen zustande, an die niemand geglaubt hatte. Und so hat dieser Jahrgang auch eine hervorragende „Spätlese“ zu verzeichnen, denn gerade die letzten Tage haben noch erfreuliche Ergebnisse erbracht.

So für Herrn **Klaus-Jürgen Rosocha** aus Erftstadt-Lechenich, in dessen im masurischen Gurkeln ansässige Familie sich drei alte Brauttruhen befanden, deren Geschichte er dokumentieren wollte. Zwar ist der Verbleib der zwei bei Kriegsende noch vorhandenen Truhen ungewiss, aber über die Entstehung der Truhen und ihre kulturelle Bedeutung hat er viel Wissenswertes erfahren können. So erhielt Herr Rosocha schon kurz nach der Veröffentlichung den Anruf einer Leserin, die auch aus Gurkeln stammt und die seine Verwandten, also Nachkommen seiner Ur-Ur-Großeltern, kannte. Sie meint, dass ein Vorfahr des ortsansässigen Stellmachers und Zimmermanns **Erich Wieczorrek** die Truhen hergestellt haben könnte, da diese Familie seit Generationen die einzige dieser Zunft in Gurkeln war. Ein anderer Anrufer berichtete Herrn Rosocha über eine ähnliche Brauttruhengeschichte aus seiner Familie. Als erfolgreich erwies sich die Suche nach den Berichten von Dr. **Walter Schlusnus** über die Truhen aus Gurkeln. Ein Leser aus Dortmund wies Herrn Rosocha auf die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne hin. Dort wurde er tatsächlich fündig und entdeckte im Masurischen Volkskalender von 1938 den gesuchten Artikel, der auch eine Zeichnung enthält, die den Sinngehalt der Ornamente verdeutlicht. So weit die ersten Erfolge – die Hoffnung, über den Verbleib der beiden Truhen noch etwas erfahren zu können, gibt Herr Rosocha nicht auf. Aber das dürfte länger dauern, denn wenn die Truhen tatsächlich noch die Nachkriegszeit überlebt haben, müssten sie sich noch immer in Masuren befinden. Und das braucht eben seine Zeit.



Bild: Krüger

Fröhlicher Ritt auf Münchhausens Kanonenkugel

Schneller ging es dagegen bei Frau **Ilse Konrad-Kowalski**, die nach der „Hefeleberwurst“ fragte, jenem Ersatz der von uns so geliebten Leberwurst, mit der wir ja sogar den Schnaps zum „Pillkaller“ veredeln. Fünf Anrufe bekam sie schon in kurzer Zeit mit Rezepten, die sich alle ähneln, jedenfalls was die Zutaten betrifft, die den Geschmack bestimmen: Hefe, Zwiebeln, Majoran. Unterschiedlich dann die Flüssigkeiten – Wasser oder Milch – und die Füllstoffe – Grieß oder Reibbrot. Nun ist Frau Ilse dabei, alle Varianten zu probieren. Welches Rezept dem ihrer Mutter am nächsten kommt, wird ihrem Küchenzettel einverleibt. „Das Ergiebigste waren aber die Kontakte“, schreibt Frau Konrad-Kowalski. Es sei übrigens ein Irrtum zu glauben, dass man für ein Telefongespräch weniger Zeit benötige als für einen Brief. Meist ergäben sich aus der eigentlichen Antwort lange Gespräche über die Heimat und das Leben. So rief ein Landsmann bei ihr an, dem die Leberwurst gänzlich „Wurscht“ war, er wollte über die Heimat reden und entpuppte sich dabei als guter Kenner von Osterode. Deshalb bitte ich ja auch immer wieder um Angabe der Telefonnummer. Es ist leichter in einem Gespräch die infrage kommenden Themen zu behandeln als in einem Schriftwechsel, weil sich im Dialog auch aus einem Nebensatz Dinge ergeben können, die für eine Klärung wichtig sind.

Natürlich können Telefongespräche jene Briefe nicht ersetzten, in denen das geschriebene Wort mehr Bestand hat als das gesprochene, die persönliche Anteilnahme ausstrahlen, Mitgefühl vermitteln, Verbundenheit beweisen. So haben sich gerade durch Briefkontakte, die durch unsere Ostpreußische Familie zustande kamen, mit der Heimat eng verbundene Freundschaften ergeben. Das bestätigt mir Frau **Irmgard Kohlhaase** aus Lübeck in ihrem Dankesbrief zum Jahreswechsel. Sie schreibt: „Unsere Ostpreußische Familie ist schon ein Schatzkästlein, sie bereichert uns mit Wissenswertem und Geschichtlichem. Meine Bücherwünsche wurden von Ihnen und Ihren Lesern erfüllt, die Briefkontakte reichen bis Amerika, und manche Brieffreundschaft hörte erst auf, weil der Empfänger nicht mehr antwortet. Eine Brieffreundschaft mit Partnern in Kanada wurde sogar familiär von Bedeutung. Hergestellt wurde die Verbindung durch eine Taufe in Königsberg.“

Alle in der »Ostpreußischen Familie« abgedruckten Namen und Daten werden auch ins Internet gestellt. Eine Zusendung entspricht somit auch einer Einverständniserklärung!

Ein Bild hat Frau Kohlhaase ihrem Schreiben beigelegt, das sie bei einer Heimatreise im Jahre 1987 aufgenommen hat. Und das hat Bezug zu dem „Bartel“, der durch unsere letzten Kolumnen geistert. Es zeigt laut Unterschrift eine Aufnahme aus „Barten 1987 – vor einem Grundstück die Heiligen aus der Prussenzeit“. Gut sichtbar der Bartel und eine zweite Figur sowie ein steinernes Becken. Es muss noch ein Weilchen bis zur Veröffentlichung warten, aber eines ist gewiss: Es hat sich noch lange nicht „ausgebartelt“.

Das bezeugt auch das letzte Schreiben von Frau **Roswitha Kulikowski** aus Hemmingen, die sehr überrascht über die erfolgreiche Suche nach den Kindern des Tierarztes Dr. Gotthardt war. Sein Sohn Dr. **Dietrich Gotthardt**, der den Bartener Barto an den richtigen Platz zu rücken vermochte – wie wir in Folge 49 berichten konnten –, hat auch ihre Tiere schon einmal verarztet. Durch ihren Hinweis konnte er auch eine Jugendfreundin wiederfinden. So dreht sich unser Familien-Karussell! Und, von Frau Kulikowski angetrieben, weiter zu Herrn **Knut Walter Perkuhn**, dem sie so viel über den Königsberger Stadtteil Amalienau und seine damit verbundenen Fragen mitteilen konnte. Da es sich bei einer um den früher zum Gut Ratshof gehörenden Douglaspark handelte, auf dessen Terrain ihr Vater 1936 ein Haus gebaut hatte, kennt sie die Geschichte und weist auf das Buch „Das Taubenhaus“ von **Erminia von Olfers-Batocki** hin, in dem diese über das alte Gut schreibt, das im Besitz ihrer Familie war. Da das Gut Ratshof später dem Onkel von Herrn Perkuhn gehörte, dürfte ihn dieses Buch interessieren. Wer besitzt den Roman „Das Taubenhaus“ und kann ihn Herrn Perkuhn überlassen? Mein Exemplar, das ich mit persönlicher Widmung von der Verfasserin, **Hedwig von Lölhöffel**, bekam – ich hatte damals den Druck vermittelt – ist leider wieder mal unterwegs, das heißt: entliehen und nicht zurückgegeben. Von Herrn Perkuhn bekam ich ebenfalls einen langen Dankesbrief mit Auflistung der schon erwähnten Erfolge, die ihn sehr überrascht und erfreut haben. (Knut Walter Perkuhn, Bergstraße 25 in 29565 Wriedel/Brockhöfe, Telefon 05829/1668.)

Wenn ich zu Beginn meiner Kolumne geschrieben habe, dass sich leider auch manche Hoffnung, die in uns gesetzt wurde, nicht erfüllt hat, so trifft das auch für Frau **Hannelore Müller** aus Löhne zu. Die zu dem in unserer „Weihnachtsfamilie“ erwähnten Kreis der ehemaligen Königsberger Waisenkinder gehörende und immer für ihn eintretende Frau hatte speziell nach Kindern gesucht, mit denen sie 1947/48 in Lagern zusammen gewesen war, und dabei auch etliche Namen genannt. Weil sie noch danach mit einigen von ihnen Kontakt hatte, glaubte sie, dass Meldungen erfolgen würden, aber leider ist das bisher nicht der Fall. Frau Müller meint, dass diese Ehemaligen doch nicht alle verstorben sein könnten, und fragt: „Sollten nur die Königsberger Kinder, die sich in den letzten Jahren zusammengefunden haben und über die Sie berichtet haben, das *Ostpreußenblatt* beziehen?“ Es ist leider so, liebe Frau Müller. Sie müssen bedenken, dass einige von Ihnen nach der Ausweisung in Familien oder Heime kamen, in denen es keine Verbindung zu Ostpreußen gab. Sie wuchsen in einen anderen Lebenskreis hinein, manche wussten oder wissen auch heute kaum etwas von ihrer Heimat und kennen somit auch nicht die *PAZ/Das Ostpreußenblatt*. Es ist doch schon ein großer Erfolg, dass sich der Königsberger Kinderkreis durch unsere Veröffentlichungen festigen konnte und heute so aktiv ist. Für jede Mitarbeit müssen wir dankbar sein und jeder Leser, der aus irgendwelchen Gründen unsere Zeitung nicht halten will oder nicht mehr kann, mindert die Aussichten auf Erfolge. Die – und nun kommen wir noch einmal auf Frau Müllers Schreiben zurück – sie doch zu spüren bekam, denn sie hatte auch nach dem mir unbekannten Gedicht „Die Toten von Königsberg“ gesucht. Sie bekam drei Zuschriften mit dem Gedicht, jede auf ihre Art wertvoll und einmalig. Die erste kam von einer Leserin aus Kranenburg, die in Königsberg ein Nachbarskind des Verfassers **Günter Hagner** gewesen war und Frau Müller dessen Anschrift mitteilen konnte. Die zweite Schreiberin gehört der nachfolgenden Generation an, sie hat sich besonders viel Mühe gegeben, das Gedicht im Nachlass ihres Vaters zu finden. Der dritte Brief kam aus Florida von Frau **Anni Beidash**, einer Sudetendeutschen, die sich auf besondere Weise in der Heimat verbliebener Ostpreußen annimmt. Seit sie 1945/46 mit ostpreußischen Kindern in verschiedenen Sammellagern zusammen gewesen war, beschäftigt sie deren Schicksal – bis heute. Denn Frau Beidash betreute schon Anfang der 80er Jahre Hilfsbedürftige im südlichen, dann Russlanddeutsche im nördlichen Ostpreußen. 23-mal war sie dort, auch im letzten Sommer traf sie sich mit ehemaligen Wolfskindern in Memel. Deren Schicksal hat sie sehr berührt und deshalb will sie im kommenden Jahr wieder nach Memel reisen. Und da Anni Beidash unsere *PAZ* liest und besonders gerne die „Ostpreußische Familie“, können wir auf diesem Weg ihr unseren Dank sagen für alles, was sie für unsere Landsleute tut. Wir wünschen ihr für das Neue Jahr alles Liebe und Gute.

Die ostpreußische Familie

Ruth Geede

Bild: Pawlik

Und das wünsche ich natürlich all unseren treuen Leserinnen und Lesern, die dazu beitragen, dass unsere Ostpreußische Familie mit großer Hoffnung auf eine erfolgreiche Zusammenarbeit in das Neue Jahr gehen kann. Mit Böllerschuss – auch wenn dieser nicht akustisch bei Euch, lewe Landslied und Familienfreunde, zu vernehmen sein wird, dann eben auf münchhausensche Weise gut ausgedacht, denn die Kanonenkugel befindet sich in Königsberg. In Luisenwahl wurde dem Lügenbaron ein Denkmal gesetzt, das seit der Aufstellung vor sechs Jahren zum beliebten Fotomotiv wurde. Man kann in den Rahmen hineinklettern und sich auf die Kugel setzen, und das tat **Milena Krüger** aus Hamburg, als sie mit ihrer Mutter **Brunhilde** in deren Heimatstadt weilte. Frau Krüger nahm diesen fröhlichen Ritt auf und übersandte uns das Bild. Und so wünschen wir allen Lesern einen „guten Ritt“ in das Neue Jahr.

Eure

Ruth Geede

AUS DEN HEIMATREGIONEN

Kleines, aber bedeutungsvolles Geschenk

Die zuständige Kreisgemeinschaft half, dass das Herder-Museum in Mohrungen eine Rose aus Herders Garten erhielt

Johann Gottfried von Herder – diesen Namen verbindet man häufig mit Weimar. Während es dort zwar ein Herder-Haus, aber noch kein Museum für ihn gibt, hat seine Geburtsstadt Mohrungen seit langem im Schloss der Familie von Dohna das Herdermuseum eingerichtet. Dieses erhielt vor kurzem in einer gemeinsamen Aktion vieler Menschen ein kleines, aber bedeutsames Geschenk aus Weimar.

Den Vortrag beim diesjährigen „Heiligabend mit Herder“ im Herder-Museum in Mohrungen widmete dessen Direktorin Magdalena Bartos der Rose, ihren Bedeutungen und ihrer Verwendung in der bildenden Kunst. Besonders hob sie die Rolle der weißen Rose hervor: „Sie steht in der katholischen Religion für Reinheit und Klarheit, ist aber auch die Rose Luthers.“ Der Grund für diese Betonung sind drei frisch an der Frontmauer des Museums eingepflanzte Setzlinge einer weißen Buschrose, die dort zwischen zwei großen roten Kletterrosen erblühen sollen. Genauso wie im Garten der Familie Herder in Weimar, die – so Christine und Fred Manthey in ihrem Buch „Johann Gottfried Herder. Wir auf dem Weg zu dir“ – diese Rose gezüchtet hat.

Diesem Fragment entsprang die Idee, die Herder-Rose von Weimar nach Mohrungen zu überführen und dort anzupflanzen. Vorangetrieben hat diesen Plan die stellvertretende Kreisvertreterin der Kreisgemeinschaft Mohrungen Gisela Harder. Die Direktion Schlösser, Gärten und Bauten der Klassik Stiftung Weimar hatte vor einigen Jahren vom Botanischen Garten in Halle eine sogenannte wurzelechte weiße Buschrose erhalten, die nachweislich aus dem Garten der Familie Herder stammt. Von dieser Rose wurden Ableger gewonnen und der Kreisgemeinschaft zur Verfügung gestellt.



Bild: Herder-Museum in Mohrungen

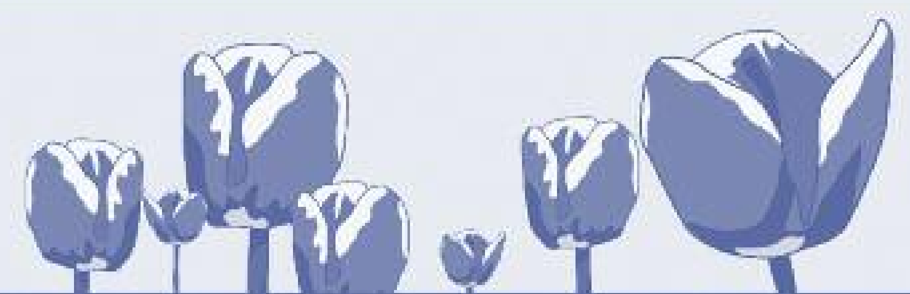
Zügig und ohne große Zeremonie eingepflanzt: Die Herderrose

Auf dem Heimatkreistreffen in Morungen im Harz wurden die Setzlinge Urszula Manka, der Vorsitzenden von „Herder“, der Gesellschaft der deutschen Volksgruppe in Mohrungen, übergeben. Und in Anwesenheit einer Reisegruppe aus Thüringen mit dem Ehepaar Manthey an der Spitze wurden sie dem Museum feierlich überreicht. Aus biologischen Gründen wurden sie dann zügig und ohne große Zeremonie eingepflanzt.

Bartos ist sich der Bedeutung dieses Geschenks bewusst: „Es hat für uns einen zweifachen Wert. Zum einen ist uns wichtig, dass diese Rose an Herders Geburtsort gelangt ist. Zum anderen verbindet sie Mohrungen und uns mit Herders Sterbeort Weimar.“ Über den Einsatz der Rose hat sie sich auch schon Gedanken gemacht: „Wenn sie sich gut entwickelt, könnten wir Menschen mit Verdiensten für Herder oder die deutsch-polnischen Beziehungen Ableger dieser Rose als Auszeichnung überreichen.“

Wenn sie also gut anwächst und so aufblüht, wie es sich alle an der Aktion Beteiligten erhoffen, wird die Herder-Rose in Mohrungen ein kleiner, aber wichtiger Mosaikstein bei der Verbreitung des Wissens über Johann Gottfried von Herder und sein Wirken in seiner Geburtsstadt Mohrungen und der gesamten Region. *Uwe Hahnkamp*

Wir gratulieren ...



ZUM 99. GEBURTSTAG

Schwalm, Martha, geb. **Janzowski**, aus Waiselhöhe, Kreis Neidenburg, am 7. Januar

ZUM 98. GEBURTSTAG

Dilba, Benno, aus Treuburg, am 6. Januar
Saruski, Emma, geb. **Sbresny**, aus Siegersfeld, Kreis Lyck, am 2. Januar
Schulz, Helmut, aus Lyck, Bismarckstraße, am 8. Januar

ZUM 97. GEBURTSTAG

Althoff, Wilhelm, aus Keipern, Kreis Lyck, am 6. Januar
Schetat, Hedwig, geb. **Simon**, aus Lakendorf, Kreis Elchniederung, am 2. Januar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Beschnidt, Lieselotte, geb. **Trojan**, aus Jürgenau, Kreis Lyck, am 5. Januar
Jung, Bringfriede, geb. **Peglow**, aus Neidenburg, am 5. Januar

ZUM 95. GEBURTSTAG

Christoph, Gertrud, geb. **Szabang**, aus Wilhelmsheide, Kreis Elchniederung, am 8. Januar
Herrmann, Elisabeth, geb. **Blasko**, aus Albrechtsfelde, Kreis Treuburg, am 4. Januar
Janowski, Antonie, geb. **Wierutsch**, aus Masuren, Kreis Treuburg, am 2. Januar
Kasparek, Ottilie Eva, geb. **Kosik**, verw. **Ukat**, aus Rettkau, Kreis Neidenburg, und Neufließ, Kreis Ortelsburg, am 4. Januar
Krisch, Gertrud, geb. **Stadie**, aus Birkenwalde, Kreis Lyck, am 3. Januar
Skibitzki, Gerhard, aus Ebenrode, am 8. Januar
Trautmann, Marta, geb. **Kerwel**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, am 7. Januar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Golze, Hilda, geb. **Noga**, aus Wittenwalde, Kreis Lyck, am 4. Januar
Riedel, Hildegard, aus Rostken, Kreis Lyck, am 3. Januar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Borchert, Gertrud, geb. **Buyny**, aus Ringen, Kreis Treuburg, am 2. Januar
Czapla, Elisabeth, geb. **Mengert**, aus Treuburg, am 6. Januar
Dauskardt, Erna, geb. **Motikat**, aus Oswald, Kreis Elchniederung, am 3. Januar
Kronert, Hilde, geb. **Dziabel**, aus Borchersdorf, Kreis Neidenburg, am 5. Januar
Pichler, Helmut, aus Grenzberg, Kreis Elchniederung, am 3. Januar
Skubich, Erna, geb. **Zwirkowski**, aus Prostken, Kreis Lyck, am 7. Januar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bartsch, Walter, aus Moddelkau, Kreis Neidenburg, am 5. Januar
Blazey, Gertraud, geb. **Radoch**, aus Lyck, Lycker Garten 45, am 2. Januar
Dilewski, Alfred, aus Tannau, Kreis Treuburg, am 5. Januar
Duddek, Johanna, aus Millau, Kreis Lyck, am 2. Januar
Fabian, Emil, aus Lübeckfelde, Kreis Lyck, am 5. Januar
Hartmann, Erna, geb. **Noetzel**, aus Langenberg, Kreis Elchniederung, am 5. Januar
Herbstreit, Alfred, aus Jesau, Kreis Preußisch Eylau, am 7. Januar
Hohmann, Liesbeth, geb. **Holz**, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, am 6. Januar
Lau, Martha, geb. **Engelke**, aus Inse, Kreis Elchniederung, am 7. Januar
Rother, Frieda, geb. **Konstanty**, verw. **Schmidt**, aus Petersgrund, Kreis Lyck, am 7. Januar
Schmidt, Elli, geb. **Luick**, aus Neukuhren, Kreis Samland, am 4. Januar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Bauer, Gertrud, geb. **Kupiczenski**, aus Lyck, Von-Makkensen-Straße 2, am 7. Januar
Brandt, Dorothea, geb. **Obst**, aus Treuburg, am 8. Januar
Gayko, Toni, aus Lyck, am 7. Januar
Kunert, Rosemarie, geb. **Maekkelburg**, aus Treuburg, am 3. Januar
Linkel, Martha, geb. **Seller**, aus Mulden, Kreis Lyck, am 5. Januar
Marchlowitz, Horst, aus Neidenburg, am 5. Januar
Mattis, Jakob, aus Seedranken, Kreis Treuburg, am 5. Januar
Szesny, Gertrud, aus Martinshöhe, Kreis Lyck, am 7. Januar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Dröse, Emma, geb. **Eichert**, aus Tauern, Kreis Ebenrode, am 7. Januar
Hostetter, Traute, geb. **Hoffmann**, aus Quilitten, Kreis Heiligenbeil, am 2. Januar
Kaczinski, Ulla, geb. **Klatt**, aus Korschen, Kreis Rastenburg, am 2. Januar
Klein, Christel, aus Osterode bei Allenstein, am 18. Dezember
Krautscheid, Herta, geb. **Koprek**, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, am 5. Januar
Loeper, Alfred, aus Schneiderende, Kreis Elchniederung, am 2. Januar
Markert, Irmgard, geb. **Barzick**, aus Seedorf, Kreis Lyck, am 5. Januar
Masuch, Käthe, geb. **Lomoth**, aus Erben, Kreis Ortelsburg, am 6. Januar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Bednarski, Irmgard, aus Neidenburg, am 6. Januar
Cordes, Martha, geb. **Klecz**, aus Moithienen, Kreis Ortelsburg, am 7. Januar
Damitz, Erika, geb. **Denda**, aus Eschenwalde, Kreis Ortelsburg, am 3. Januar
Laudien, Fritz, aus Neidenburg, am 6. Januar
Leferink, Herta, geb. **Mann**, aus Jägersdorf, Kreis Neidenburg, am 5. Januar
Perlowski, Reinhold, aus Lyck, Steinstraße 37, am 3. Januar
Rottmann, Liesbeth, geb. **Wolff**, aus Satticken, Kreis Treuburg, am 5. Januar
Schlieben, Ulrich, aus Ortelsburg, am 3. Januar
Schuler, Emmi, geb. **Bahr**, aus Germau, Kreis Samland, am 8. Januar
Schulmeistrat, Herta, geb. **Bendig**, aus Willkau, Kreis Samland, am 8. Januar
Spehr, Werner, aus Burgkampen, Kreis Ebenrode, am 8. Januar
Thiemig, Elfriede, geb. **Bartkus**, aus Schlichtingen, Kreis Elchniederung, am 6. Januar
Thierbach, Claus, aus Ziegelberg, Kreis Elchniederung, am 3. Januar
Walldorf, Herta, geb. **Osygus**, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, am 3. Januar
Waschelowski, Günther, aus Heinrichsdorf, Kreis Neidenburg, am 3. Januar
Weitkunat, Hedwig, geb. **Berger**, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, am 5. Januar
Winkler, Erna, geb. **Bluhm**, aus Moditten, Kreis Samland, am 2. Januar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bahl, Gerhard, aus Großwalde, Kreis Neidenburg, am 8. Januar
Chitralla, Kurt, aus Wallenrode, Kreis Treuburg, am 2. Januar
Czerepan, Heinz, aus Puppen, Kreis Ortelsburg, am 6. Januar
Debler, Elfriede, geb. **Eißing**, aus Preußisch Holland, am 5. Januar
Emmenecker, Christa, geb. **Filbrich**, aus Pillau, Kreis Samland, am 4. Januar
Engel, Otto, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, am 6. Januar
Frank, Erika, geb. **Szodruch**, aus Plöwken, Kreis Treuburg, am 8. Januar
Grabowski, Günter, aus Rummau-West, Kreis Ortelsburg, am 7. Januar
Grote, Erika, geb. **Jendral**, aus Neidenburg, am 7. Januar
Hallmann, Eckart, aus Gregersdorf, Kreis Neidenburg, am 7. Januar
Hoche, Hertha, geb. **Domas**, aus Rudau, Kreis Samland, am 1. Januar
Hotze, Gertrud, geb. **Fröhlich**, aus Linkau, Kreis Samland, am 5. Januar
Kaltenbach, Hildegard, geb. **Kitsch**, aus Herdenau, Kreis Elchniederung, am 3. Januar
Kruse, Christel, geb. **Jucknewitz**, aus Eichhagen, Kreis Ebenrode, am 4. Januar
Naujoks, Hans, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, am 4. Januar
Paschkewitz, Rolf, aus Ebenrode, am 3. Januar
Rohr, Wolfgang, aus Treuburg, am 4. Januar
Schimkat, Gerhard, aus Altschanzenkrug, Kreis Elchniederung, am 7. Januar
Schröder, Waltraut, geb. **Murza**, aus Stettenbach, Kreis Lyck, am 4. Januar
Schulze, Edith, geb. **Nikulski**, aus Wittingen, Kreis Lyck, am 3. Januar
Simanski, Wilhelm, aus Großwalde, Kreis Neidenburg, am 6. Januar
Spotowiz, Ursel, geb. **Redel**, aus Samland, am 4. Januar
Tresp, Else, geb. **Jedamzik**, aus Stangenwalde, Kreis Sensburg, am 2. Januar
Warda, Ursula, geb. **Plaga**, aus Lyck, Hindenburgstraße 17, am 3. Januar
Willam, Alfred, aus Michelsdorf, Kreis Ortelsburg, am 7. Januar
Zibner, Werner, aus Zimmerbude, Kreis Samland, am 7. Januar

ZUM 75. GEBURTSTAG

Bonin, Lore, geb. **Heinrich**, aus Schloßbach, Kreis Ebenrode, am 7. Januar
Dombrowski, Gisela, geb. **Czianera**, aus Arys, Kreis Johannisburg, am 4. Januar
Gunia, Walter, aus Gardienen, Kreis Neidenburg, am 8. Januar
Haßelhuhn, Jürgen W. A., aus Herzogenau, Kreis Neidenburg, am 3. Januar
Heckmann, Inge, geb. **Maurer**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, am 5. Januar
Jadischke, Arnold, aus Klein Sakrau, Kreis Neidenburg, am 2. Januar
Jetzkowitz, Irmgard, geb. **Döscher**, aus Kalkhöfen, Kreis Ebenrode, am 4. Januar
Kisser, Kurt, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, am 6. Januar
Klug, Gerda, geb. **Bender**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, am 3. Januar

Langner, Horst, aus Wallendorf, Kreis Neidenburg, am 4. Januar
Skupsch, Siegfried, aus Neidenburg, am 4. Januar



Homuth, Bruno, aus Deutsch Krone, Pommern, und Frau Erika, aus Ortelsburg, am 5. Januar

Alle auf den Seiten »Glückwünsche« und »Heimatarbeit« abgedruckten Berichte und Terminankündigungen werden auch ins Internet gestellt. Eine Zusendung entspricht somit auch einer Einverständniserklärung!

Glückwünsche nur noch ohne Nennung der Adresse möglich:

Die meisten Landsleute freuen sich, wenn sie ihren Namen auf unserer Glückwunschseite finden. Leider sind jedoch nicht alle damit einverstanden, dass dort auch ihre aktuelle Adresse genannt wird. In letzter Zeit hat es unter Hinweis auf den Datenschutz und das allgemeine Persönlichkeitsrecht mehrere diesbezügliche Beschwerden und sogar eine Eingabe an den Beschwerdeausschuss des Deutschen Presserates gegeben.

Die Rechtslage ist tatsächlich so, dass diese Daten nur veröffentlicht werden dürfen, wenn in jedem Einzelfall das Einverständnis der Betroffenen vorliegt. Diese Vorgabe zu erfüllen würde einen Arbeitsaufwand erfordern, den die Redaktion nicht bewältigen könnte. Um rechtlich auf der sicheren Seite zu stehen, haben wir uns daher schweren Herzens entschlossen, die aktuellen Anschriften der Jubilare künftig nicht mehr zu veröffentlichen. Wir bitten dafür um Ihr Verständnis.

Da wir durch den Wegfall der Adresszeilen mehr Platz auf der Seite haben, freuen wir uns, dass wir nun wieder die Glückwünsche zum 75. Geburtstag aufnehmen können, die zwischenzeitlich aus Platzgründen wegfallen mussten.

Eine Bitte zum Schluss: Da es der Redaktion aus organisatorischen Gründen leider nicht möglich ist, eingehende Post an die Jubilare weiterzuleiten, bitten wir Sie, sich an die jeweiligen Heimatkreisgemeinschaften zu wenden. Ihre *PAZ*

TERMINE DER LO

Jahr 2012

10. bis 11. März: Arbeitstagung der Kreisvertreter im Ostheim in Bad Pyrmont
13. bis 15. April: Arbeitstagung der Deutschen Vereine in Lüneburg
20. bis 22. April: Kulturseminar im Ostheim in Bad Pyrmont
25. bis 28. Mai: Musikseminar im Ostheim in Bad Pyrmont
16. Juni: Ostpreußisches Sommerfest in Allenstein
23. bis 25. September: Geschichtsseminar im Ostheim in Bad Pyrmont
8. bis 14. Oktober: 58. Werkwoche im Ostheim in Bad Pyrmont
26. bis 28. Oktober: Schriftleiterseminar im Ostheim in Bad Pyrmont
5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar im Ostheim in Bad Pyrmont

Auskünfte bei der Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Buchstraße 4, 22087 Hamburg, Telefon (040) 4140080.

Erfolgreiches Jahr fürs Landesmuseum

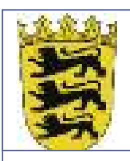
Die seit Langem vorgesehene Erweiterung des Ostpreußischen Landesmuseums (OL) in Lüneburg mit Modernisierung der Dauerausstellung und Integration einer deutschbaltischen Abteilung wurde 2011 wesentlich vorangetrieben, die wichtigsten bürokratischen Hürden genommen, sodass Anfang 2012 die erforderlichen Architektenleistungen ausgeschrieben werden. Neben der 1500 Quadratmeter großen Dauerausstellung zeigte das OL 2011 acht Wechselausstellungen. Der Zyklus an Kunstausstellungen zu den großen expressionistischen Malern aus Ostpreußen wurde abgeschlossen. Mit der Ausstellung „Ich rufe dich beim Namen“ im Jahr der Taufe der EKD wurde auch eine anspruchsvolle kulturhistorische Präsentation in Zusammenarbeit mit dem Lüneburger Kirchenkreis realisiert. Darüber hinaus wurden acht Leihausstellungen außerhalb Lüneburgs gezeigt, besonders auch in Ostpreußen. Über 60 Kulturveranstaltungen, Lesungen, Konzerte, Workshops und Studienreisen stießen auf große Nachfrage. Nicht zuletzt wurde die Zusammenarbeit mit Schulen ausgebaut. Das OL war das einzige Museum Norddeutschlands, das an einem bundesweiten Forschungsprojekt zur frühkindlichen Bildung im Museum teilnahm und ein neues Format für die Arbeit mit Kindergartenkindern erarbeitete.,

Die Mühen des OL wurden in einer Feierstunde am 12. Dezember belohnt, als das Ostpreußische Landesmuseum als eines von vier Museen Plakette und Urkunde für die Aufnahme in das niedersächsische Museumsregister erhielt. *OL*

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 31. Dezember, 15.40 Uhr, ARD: Dinner for One oder der 90. Geburtstag.
Sonnabend, 31. Dezember, 18.30 Uhr, ARD: Berliner Philharmoniker – Silvesterkonzert.
Sonnabend, 31. Dezember, 19.15 Uhr, Phoenix: Deutschland, deine Künstler – Loriot.
Sonntag, 1. Januar, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.
Sonntag, 1. Januar, 13.15 Uhr, BR: Ich denke oft an Piroschka.
Sonntag, 1. Januar, 20.15 Uhr, KabelEins: Die Feuerzangenbowle. Der Klassiker mit Heinz Rühmann.
Montag, 2. Januar, 11.30 Uhr, NDR: Litauen – Grünes Land am Ostseestrand.
Montag, 2. Januar, 18.30 Uhr, N-TV: Kraftwerk im Keller.
Montag, 2. Januar, 21.15 Uhr, NDR: Norddeutsche Dynastien – Darboven.
Dienstag, 3. Januar, 20.15 Uhr, RBB: Immer ostwärts. Von Berlin nach Wladiwostok. (1–3).
Dienstag, 3. Januar, 22.25 Uhr, 3sat: Die Ehre der Paten – Russlands Mafia.
Dienstag, 3. Januar, 23.45 Uhr, ARD: Im verflixten 10. Jahr – Die Deutschen und der Euro.
Mittwoch, 4. Januar, 20.15 Uhr, RBB: Immer ostwärts. (4–5).
Mittwoch, 4. Januar, 23.55 Uhr, ARD: Stasi auf dem Schulhof. Doku 2012.
Donnerstag, 5. Januar, 15.15 Uhr, WDR: Hessisch-thüringische Grenzgeschichten.
Donnerstag, 5. Januar, 20.15 Uhr, NDR: Winterreise durch Ostpreußen.
Donnerstag, 5. Januar, 21 Uhr, NDR: Winter in Ostpreußens Zauberwald.
Freitag, 6. Januar, 12.05 Uhr, SWR: Das Kreuz des Nordens – Reise durch Karelien.
Freitag, 6. Januar, 13.30 Uhr, NDR: Das weiße Chaos – Die Schneekatastrophe.
Freitag, 6. Januar, 17 Uhr, Phoenix: Russische Winterreise.
Freitag, 6. Januar, 18 Uhr, Phoenix: Schätze der Welt – Erbe der Menschheit.

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen

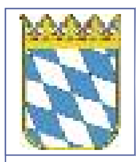


BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (0711) 854093, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (0711) 6336980.

Lahr – Donnerstag, 5. Januar, 18 Uhr, Gasthaus Zum Zarko, Schillerstraße 3: Die Gruppe trifft sich zum Stammtisch. – Freitag, 6. Januar, 17 Uhr, Gasthaus Zum Zarko: Der BdV, Ortsgruppe Lahr, lädt zu einem Neujahrsumtrunk ein.

Ulm/Neu-Ulm – Donnerstag, 12. Januar, 14.30 Uhr, Ulmer Stuben: Erstes Treffen im neuen Jahr.



BAYERN

Vorsitzender: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (0821) 517826, Fax (0821) 3451425, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de.

München – Jeden Montag, 18 bis 20 Uhr, Haus des deutschen Ostens: Ostpreußischer Sängerkreis. Ansprechpartner Dr. Gerhard Graf, Offenbachstraße 60, 85598 Baldham.

Nürnberg – Sonntag, 1. Januar bis Sonntag, 25. März, Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen: Ostseebilder vom Darß und von der Kurischen Nehrung. – Freitag, 13. Januar, 15 Uhr, Tucherbräu am Opernhaus: Filmvorführung „Von trutzigen Burgen, Ritterorden und kristallnen Seen“.

Starnberg – Donnerstag, 12. Januar, 15 Uhr, Bayerischer Hof: Auftakt ins neue Jahr. Vorherige Vorstandsitzung um 13 Uhr.



BERLIN

Vorsitzender: Rüdiger Jakesch, Geschäftsstelle: Forckenbeckstraße 1, 14199, Berlin, Telefon (030) 2547345, E-Mail: info@bdv-bln.de, Internet: www.ostpreussen-berlin.de. Geschäftszeit: Donnerstag von 14 Uhr bis 16 Uhr Außerhalb der Geschäftszeit: Marianne Becker, Telefon (030) 7712354.



Rastenburg – Sonntag, 8. Januar, 15 Uhr, Restaurant Stammhaus, Rohrdamm 24b, 13629 Berlin: Treffen der Gruppe. Anfragen bei Martina Sontag, Telefon (033232) 21012.



Frauengruppe – Mittwoch, 11. Januar, 13.30 Uhr, „Die Wille“, Wilhelmstraße 115, 10962 Berlin: Die Gruppe trifft sich zum Rechenschafts- und Kassenbericht. Anschließend werden Gedichte zum Jahreswechsel vorgetragen. Anfragen bei Marianne Becker, Telefon (030) 771 23 54.



HAMBURG

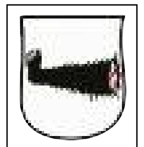
Erster Vorsitzender: Hartmut Klingbeutel, Kippingstr. 13, 20144 Hamburg, Tel.: (040) 444993, Mobiltelefon (0170) 3102815. 2. Vorsitzender: Hans Günter Schattling, Helgolandstr. 27, 22846 Norderstedt, Telefon (040) 5224379.

BEZIRKSGRUPPE

Hamburg/Billstedt – Die Gruppe trifft sich jeden ersten Dienstag im Monat um 14:30 Uhr im Vereinshaus Billstedt-Horn, Möllner Landstraße 197, 22117 Hamburg (Nähe U-Bahn-Station Steinfurter Allee). Gäste sind willkommen. Informationen bei Anneliese Papiz, Telefon (040) 739 26 017.

Auch im Internet: »Glückwünsche und Heimatarbeit«

KREISGRUPPE



Sensburg – Sonntag, 15. Januar, 14 Uhr, Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg: Gemütliches Beisammensein. Gäste sind herzlich willkommen.



HESSEN

stellvertr. Vorsitzende: Waltraud von Schaewen-Scheffler, Wegmannstr. 1C, 34128 Kassel, Telefon (0561) 88 73 42.

Wiesbaden – Dienstag, 10. Januar, 15 Uhr, Haus der Heimat, Wappensaal, Friedrichstraße 35: Treffen der Frauengruppe. Thema: Winterfreuden in der Heimat. Gäste sind herzlich willkommen. – Donnerstag, 12. Januar, 12 Uhr, Gaststätte Haus Waldlust, Ostpreußenstraße 46, Wiesbaden-Rambach (ESWE-Busverbindung, Linie 16, Haltestelle Ostpreußenstraße): Stammtisch der Gruppe. Es kann nach der Speisekarte bestellt werden. Wegen der Platz- und Essensdisposition bitte unbedingt anmelden bis spätestens 6. Januar bei Irmgard Steffen, Telefon (0611) 844938.



NIEDERSACHSEN

Vorsitzende: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (04131) 42684. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30b, 31275 Lehrte, Telefon (05132) 4920. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (05141) 931770. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (0531) 2 509377. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (05901) 2968.

Göttingen – Die Gruppe Göttingen e.V. bietet im Sommer 2012 eine **Fahrt in das Ermland und nach Masuren** an. Die Fahrt findet voraussichtlich vom 16. bis 24. Juni 2012 statt und beinhaltet zwei Zwischenübernachtungen auf der Hin- und Rückreise sowie sechs Übernachtungen in Sensburg, jeweils mit Halbpension. Bedingung für das Stattfinden der Fahrt ist allerdings eine ausreichende Mindestteilnehmerzahl. Der Preis der Fahrt ist ebenfalls abhängig von der tatsächlichen Teilnehmerzahl. Bei mehr Anmeldungen kann der Preis demnach sinken. Bei 40 Personen beläuft sich der Preis für die Teilnahme an der Fahrt auf zirka 450 Euro.

Osnabrück – Dienstag, 17. Januar, 16.45 Uhr, Hotel Ibis, Blumenhaller Weg 152: Die Gruppe trifft sich zum Kegeln.

Rinteln – Donnerstag, 12. Januar, 15 Uhr, Hotel Stadt Kassel, Klosterstraße 42: **Monatstreffen** der Gruppe. Auf dem Programm steht für die Mitglieder die Jahreshauptversammlung 2012. Informationen zu den regelmäßig stattfindenden Treffen und zur landsmannschaftlichen Arbeit in Rinteln gibt es bei Ralf-Peter Wunderlich unter (05751) 30 71 oder bei Joachim Rebuschat unter (05751) 53 86. – **Besondere Reise nach Ostpreußen** – Für Mai 2012 ist eine zehntägige Busreise mit Professor Heinz Schürmann und Joachim Rebuschat geplant: „Königsberger Provinz – Entdeckungen und Begegnungen abseits touristischer Hauptrouten“. Kleine Städte, vergessene Dörfer, alte Gutshöfe, verfallene und erneuerte Kirchen, lauschige Alleen und Spurensuche in der historischen Landschaft der „dunklen Wälder“ sind Ziele dieser außergewöhnlichen Reise ins nördliche Ostpreußen: Rauschen, Gilge / Kurisches Haff, Pobethen, Pillau / Frisches Haff, Königsberg, Insterburg, Gumbinnen, Parnehnen, Tapiau, Friedland, Gerdauen, Breitenstein / Kraupischken, Ragnit, Tilsit, Trakehnen, Rominter Heide, Tollmingen / Tollmingkehmen. Weitere Informationen bei Joachim Rebuschat unter (05751) 53 86.



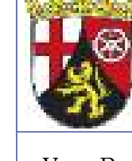
NORDRHEIN-WESTFALEN

Vorsitzender: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (02964) 1037, Fax (02964) 945459, E-Mail: Geschaeft@Ostpreussen-NRW.de, Internet: www.Ostpreussen-NRW.de

Gütersloh – Jeden Montag, 15 bis 17 Uhr, Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13, 33330 Gütersloh: Ostpreußischer Singkreis. Kontakt und Informationen bei Ursula Witt, Telefon (05241) 37343.

Haltern – Sonntag, 15. Januar, 16 Uhr, Gaststätte Kolpingtreff: Jahreshauptversammlung mit Neuwahl des Vorstandes. Gegen 18 Uhr Abendessen.

Wuppertal – Sonnabend, 14. Januar, 14 Uhr, Neumarkt 2, Wuppertal-Elberfeld, Ergo-Haus: Grützwurstessen. Gäste sind herzlich willkommen. – Am 12. November fand die **Jahreshauptversammlung** der Gruppe statt. Der 1. Vorsitzende Hartmut Pfecht eröffnete die Versammlung mit einem stimmungsvollen Gedicht von Alfred Lau. Anschließend wurde das langjährige Mitglied Günter Piontek, der nach einem langen Krankenhausaufenthalt wieder an einer Veranstaltung teilnehmen konnte, besonders begrüßt. In seinem Geschäftsbericht erwähnte der 1. Vorsitzende Hartmut Pfecht, dass er vor zwei Jahren den Vorsitz übernommen hatte und dankte allen, die durch ihre Mitgliedschaft die Treue zur LO gehalten haben. Rückblickend zählte er die gut gelungenen und im Durchschnitt mit 44 Personen besuchten Veranstaltungen auf: Adventsfeier mit Lichtertanz und Nikolausauftritt, zünftiges Grützwurstessen, Karnevalsveranstaltung, Teilnahme an den Tagungen im Frühjahr und Herbst. Dr. Rothe aus Essen hielt einen interessanten Vortrag über die Rominter Heide. Die benachbarten Gruppen wurden zu Jubiläen wie die 60-Jahrfeier oder die Stinthengstwasserung in Remscheid besucht. In der Osterrunde zeigte Margarete Caspar den besonderen Film „Ostpreußen 1937“ und Otto Lingnau hatte passend zur Osterzeit für jeden einen Osterhasen aus Holz gebastelt. Am 14. Mai fand das erste Ostpreußische Maifest statt, zirka 100 Personen nahmen teil, darunter die Bürgermeisterin der Stadt Wuppertal sowie den 1. Vorsitzenden der LO in NRW, Jürgen Zauner, konnte der 1. Vorsitzende Pecht begrüßen. Beim Ostpreußentreffen in Erfurt und bei der Kulturveranstaltung auf Schloss Burg war die Gruppe auch vertreten. Die von Margarete Caspar organisierte Tagesfahrt nach Xanten begeisterte alle. Der 1. Vorsitzende war mit 40 Personen eine Woche in der Oberpfalz unterwegs. Zum Erntedankfest gab es einen reich bestückten Erntetisch. Der 1. Vorsitzende beendete seinen Bericht, indem er sich für die gute Mitarbeit bedankte und um aktive Werbung neuer Mitglieder bat. Ursula Knocks, die Leiterin der Tanzgruppe, berichtete über gelungene Auftritte bei der Karnevalsfeier, dem Maifest, der Adventsfeier und beim BdV. Rosemarie Pfecht, Leiterin der Handarbeitsgruppe, berichtete über die Fertigung vieler Handarbeiten, wobei Helga Noldes fachliche Unterstützung weiter gefragt ist. Eine gemütliche Kaffeerunde ist der Auftakt eines jeden Handarbeitsnachmittags. Gewählt wurden: 1. Vorsitzender Hartmut Pfecht, 2. Vorsitzende Helga Piontek, Kassenwarte: Ursula Busch, Friedel Borchert. Schriftführer: Sigrid Kruschinski, Waltraut Bombe. Kulturwarte: Rosemarie Pfecht, Ursula Knocks. Organisation: Hedwig Lipki. Beisitzer: Margarete Caspar, Otto Lingnau, Renate Winterhagen. Kassenprüfer: Günter Piontek, Hannelore Sieper. Anschließend wurden 15 Mitglieder geehrt. Anneliese Keppke wurde für 60 Jahre Mitgliedschaft geehrt.

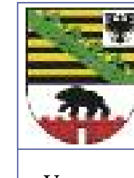


RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim.

Kaiserslautern – Sonnabend, 7. Januar, 14.30 Uhr, Heimatstube, Lutzerstraße 20: Heimatnachmittag.

Mainz – Jeden Freitag, 13 Uhr, Café Oase, Schönbornstraße 16, 55116 Mainz: Die Gruppe trifft sich zum Kartenspielen.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Siegmund Bartsch (komm.), Lepsiusstraße 14, 06618 Naumburg, Telefon (03445) 774278.

Magdeburg – Freitag, 6. Januar, 15 Uhr, Sportgaststätte bei TUS Fortschritt, Zielitzer Straße: Singproben des Singekreises. – Sonntag, 8. Januar, 14 Uhr, Sportgaststätte Post, Spielhagenstraße: Begrüßung des neuen Jahres. – Dienstag, 10. Januar, 13.30 Uhr, Immermannstraße: Treffen der Stickerchen.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (0431) 554758, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel.

Burg – Die Landsmannschaft Ost-, Westpreußen und Danzig trifft sich am Dienstag, 10. Januar 2012, um 15 Uhr im „Haus im Stadtpark“ in Burg zu ihrem monatlichen Treffen, das unter dem Motto „Wir begrüßen das Neue Jahr mit Singen und Lesen“ steht. Gäste sind herzlich willkommen.

Bad Oldesloe – Mittwoch, 11. Januar, 14.30 Uhr, DRK-Haus, Lübecker Straße: Erstes Treffen der Ost- und Westpreußen im neuen Jahr.

Neumünster – Mittwoch, 11. Januar, ab 15 Uhr, Restaurant am Kantplatz: Treffen der Gruppe. Anna-Luise Hansen führt die Teilnehmer vom Ostseestrand in den Saharasand (Marokko).

Schönwalde – Donnerstag, 5. Januar, 14 Uhr, Jugendherberge: Senioren-Begegnung.

Dittchenbühne 2012

Auch in diesem Jahr hat das „Forum Baltikum – Dittchenbühne e.V.“ in Elmshorn wieder ein interessantes Paket aus Theater-, Musik- und Informationsveranstaltungen geschnürt. Folgende Programmpunkte stehen fest:

Januar

Sonnabend, 7. Januar, 18 Uhr: Russische Weihnachten. Mit russischem Imbiss. Leitung Frieda Büchner, Eintritt 15 Euro.

Sonnabend, 14. Januar, 15 Uhr: Gänseverspielen. Traditionelles Lotto für die ganze Familie. Leitung Raimar Neufeldt – Anmeldung erforderlich!

Dienstag, 17. Januar, 19 Uhr: Vortrag Literatur und Gesellschaft – Wie Literatur Wandel bewirkt. Referent Dr. Abdul Laban. Dazu wird eine orientalische Suppe gereicht. Eintritt 10 Euro.

Donnerstag, 19. Januar, 19 Uhr: Finnischer Abend. In Zusammenarbeit mit der Universität Hamburg. Thema: 50 Jahre danach: Die große Auswanderungswelle der Finnen nach Schweden. Referentin Dr. Paula Jääsalmi-Krüger, Universität Hamburg. Eintritt 10 Euro inklusive Imbiss.

Sonnabend, 21. Januar, 18 Uhr: Eisgrillen. Erstes Grillen im Jahr im Hof der Dittchenbühne.

Dienstag, 24. Januar, 19 Uhr: Friedrich der Große. Ein preußischer König in seiner Seit und im Urteil der Nachwelt. 300. Geburtstag. Referent Oberstudiendirektor a.D. Peter Bollmann. Tafelrunde mit pommerscher Kartoffelsuppe, Eintritt 12 Euro.

Donnerstag, 26. Januar, 20 Uhr: Magnum – Orientalischer Tanz. Eintritt 10 Euro.

Sonntag, 29. Januar, 10 bis 17 Uhr: Auszeit. Ein Tag zum Ausspannen und Auftanken für Frauen. Leitung Brigitte von Werder-Geiger. Kostenbeitrag 55 Euro.

Februar

Freitag, 10. Februar, 20 Uhr: Drei-Groschen-Oper. Theaterstück von Bertolt Brecht. Regie Bernhard Weber. Eintritt 15 Euro.

Freitag, 17. Februar, 19 Uhr: Besuch der alten Dame, Premiere. Tragische Komödie von Friedrich Dürrenmatt aus dem Jahre 1956. Regie Lars Ceglecki, Eintritt 25 Euro.

Sonnabend, 18./Sonntag, 19. Februar: Besuch der alten Dame. Eintritt 15 Euro.

Montag, 20. Februar, 19 Uhr: Reiki. Vortrags- und Erlebnisabend zum Thema „Reiki“. Referentin Brigitte von Werder-Geiger.

Dienstag, 21./Mittwoch, 22. Februar, 19 Uhr: Graue Erbsen. Ostpreußische Variante – Traditionelles Winteressen in Ostpreußen. Eintritt 10 Euro.

Freitag, 24. Februar, 20 Uhr: Besuch der alten Dame, Sonntag, 26. Februar, 16 Uhr: Besuch der alten Dame.

Karten und Auskünfte: *Forum Baltikum – Dittchenbühne, Hermann-Sudermann-Allee 50, 25335 Elmshorn. Telefon (04121) 89710, Fax (04121) 897130. www.forumbaltikum.de, E-Mail: buero@dittchenbuehne.de*

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ALLENSTEIN LAND

Kreisvertreter: Herbert Monkowski, Hahnenbecke 12, 58540 Meinerzhagen, Telefon (02354) 4147. Geschäftsstelle: Gemeindeverwaltung Hagen a. T. W., Postfach 12 09, 49170 Hagen a. T. W., Telefon (05401) 9770.

Heimatjahrbuch (Heimatbrief) 2011: Über die hier angesprochenen Themen und weitere insgesamt 110 Artikel verhält sich das neue Heimatjahrbuch, das am 15. Dezember mit einem Umfang von 288 Seiten und einer Auflagenstärke von 7300 Exemplaren zum Versand kommt. Alle der Redaktion zugeleiteten und vorhandenen Farbfotos werden auch farbig abgebildet, so dass sich der Leser einen unverfälschten Eindruck von der Schönheit ostpreußischer Natur und Kultur machen kann. – „In Dänemark interniert“, so heißt das neue Buch, an dem der Schriftsteller und Dokumentarist der Flucht aus Ostpreußen über die Ostsee, Hein Schön, derzeit arbeitet, hat sich an unseren Schriftleiter, der in Dänemark für Jahre festgehalten wurde, gewandt und um Unterstützung gebeten. Alle Leser werden gebeten, vorhandene Berichte und Artikel über die Internierung deutscher Flüchtlinge in Dänemark (mit Ausnahme dänischer Berichte, über die der Autor verfügt), ferner Bilder und Dokumente wie Schulzeugnisse, amtliche und kirchliche Bescheinigungen und dergleichen an den Schriftsteller Heinz Schön, Auf dem Sepp 19, 32107 Bad Salzuflen, Telefon (05222) 7424 zu übersenden.



HEILIGENBEIL

Kreisvertreterin: Elke Ruhnke, Im Bökel 76, 42369 Wuppertal, Tel.: (0202) 46 16 13. ruhnke@kreisgemeinschaft-heiligenbeil.de. Stellvertreter: Christian Perbandt, Im Stegfeld 1, 31275 Lehrte, Tel.: (05132) 5 70 52. perbandt @kreisgemeinschaft-heiligenbeil.de. 2. stellvertretender Kreisvertreter: Bernd Schmidt, Heideweg 24, 25578 Dägeling, Telefon (04821) 8 42 24. Schmidt.ploessen@gmx.de. Internet: www. kreisgemeinschaft-heiligenbeil.de

Einladung zum 24. Sondertreffen – Liebe Landsleute , liebe Ostpreußenfreunde, auch im kommenden Jahr möchte ich auf vielfach geäußerten Wunsch wieder das beliebte Sondertreffen in Altenau organisieren. Da unser altbewährtes Gästehaus geschlossen hat, habe ich ein gutes Angebot vom Hotel Quellenhof in Altenau angenommen, sodass wir uns nur verbessern würden. Als Gruppe werden wir alleine im Hotel sein. So lade ich Euch/Sie recht herzlich im März 2012 in Hotel Quellenhof an der Schwefelquelle, unterhalb dem Gästehaus in Altenau/Harz, ein. Termin: Freitag, 16. März (Abendessen) bis Sonntag, 18. März 2012 (Frühstück). Mit dieser Einladung möchte ich alle Landsleute mit Ihren Ehe-/bzw. Lebenspartnern aus unserem Kirchspiel Zinten-Land ansprechen, aber auch jüngere Jahrgänge, die unsere Heimat selbst nicht mehr erlebt haben, herzlich einladen. Sollten Sie Bedenken haben niemanden zu kennen, so vergessen Sie bitte nicht, dass uns alle unsere ostpreußische Heimat verbindet. Wir können in froher Runde viel Gemeinsames austauschen, auch gibt es immer etwas Neues zu berichten. Sie alle heiße ich in unserer Runde sehr herzlich willkommen. Über Beiträge zur Gestaltung unseres Programms (Geschichten, Gedichte, Spiele und anderes) würde ich mich auch diesmal sehr freuen. Information zum Treffen: Treffpunkt Hotel Quellenhof Altenau, An der Schwefelquelle 18, 38707 Altenau/ Harz, Telefon (05328) 202 999 3, E-Mail info@quellenhof-altenau.de. Das Hotel Quellenhof bittet um eine direkte Anmeldung bis zum 15. Januar 2012 unter „Gruppe Lenz“. In Veränderung zu unseren ehemaligen Treffen läuft die Reservierung des Hotels nicht mehr über mich, dennoch wäre ich sehr dankbar, wenn ich über die Anmeldung kurz informiert würde. Der Preis für diese zwei Tage mit Halbpension und Kurtaxe beträgt 70 Euro pro Person. Die Bezahlung ist erst vor Ort zu leisten. Reiserücktrittsversicherung und Trinkgeld sind im Preis nicht enthalten. Bei Anreise per Bahn ist Goslar der Zielbahnhof. Ein Anruf im Hotel genügt. Im Kleinbus holt Herr Schoemaker die Gäste gerne ab – gegen einen kleinen Beitrag. Bis zu einem frohen Wiedersehen. Ich freue mich auf Eure/Ihre Zusagen.

Irmgard Lenz

LYCK

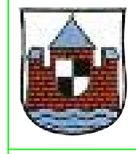
Kreisvertreter: Gerd Bandilla, St. Agnes-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellvertreter und Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Telefon (02225) 5180, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg.

Masuren-Seminar. Die Kreisgemeinschaft Lyck veranstaltet vom 24. bis 26. Februar 2012 im Ostheim in Bad Pyrmont ein interessantes Seminar, das den Titel trägt: „Masuren, Geschichte und Sprache“. Prof. Dr. Bernhard Jähnig und Dr. Stefan Hartmann (beide aus Berlin) referieren über die Geschichte Masurens. Günter Donder (Köln) hält einen Vortrag über die Sprache der Masuren. Der Chef der Sejmik-Kanzlei der Woiwodschaft in Allenstein, Wiktor Marek Leyk, spricht über „Ermland und Masuren von 1945 bis heute“. Das Seminar ist nicht nur für die Mitglieder der KG Lyck gedacht. Landsleute aus ganz Masuren sind willkommen. Anmeldungen nimmt der Kreisvertreter Gerd Bandilla entgegen. Für das Seminar wird ein Kostenbeitrag von 50 Euro erhoben. Die Fahrtkosten trägt jeder Teilnehmer selbst.

RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (04381) 4366, Dorfstr. 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (0281) 26950.

Die Kreisgemeinschaft bietet für Interessenten und Heimatfreunde folgende Literatur an: „Das war unser Rastenburg“, „Stadtrundgang durch Rastenburg“, „Weihnachten in Ostpreußen“, „Kindheit in Ostpreußen“ und „Die Kirchspiele in und um Rastenburg“. Die Bücher sind bei der Geschäftsstelle in Wesel, Kaiserring 4, 46483 Wesel, Telefon (0281) 26950 zu bestellen.



TILSIT–STADT

Stadtvertreter: Hans Dzieran, Stadtgemeinschaft Tilsit, Postfach 241, 09002 Chemnitz, Telefon (0431) 77723.

Trauer um Siegfried Harbrukker – Im Alter von 90 Jahren starb in seinem Hamburger Wohnort unser langjähriges Mitglied Siegfried Harbrucker. Während seiner Mitgliedschaft im Vorstand und schon lange davor hat er sich durch seine vielfältigen Aktivitäten hervorgetan. Nach dem Tod des Gründers der Schulgemeinschaft Herzog-Albrecht-Schul übernahm Siegfried Harbrucker das Amt des Schulsprechers für jene Tilsiter Schule, die er selbst mit erfolgreichem Abschluss absolvierte. Die jeweiligen Schultreffen wurden unter seiner Leitung und mit seinen Ideen vorbereitet und gestaltet. Zu seinen weiteren Aktivitäten gehörte die Mitarbeit am Tilsiter Rundbrief. Etliche Artikel und Zeichnungen tragen seine Handschrift. Sein künstlerisches Talent kam in diesen Zeichnungen besonders zum Ausdruck. So gestaltete er eine Postkarte mit der zeichnerischen Darstellung von Tilsiter Sehenswürdigkeiten unter dem Titel „Erinnerungen an Tilsit“. Die meisten Plaketten, die für Heimattreffen verwendet wurden, hat Siegfried Harbrucker entworfen. Auch in geselligen Runden war er, oft begleitet von seiner Ehefrau, ein gerne gesehener Gast. Seine Ehefrau hat er nur um neun Monate überlebt. Auch nach dem Ausscheiden aus dem Vorstand aus Altersgründen hat er den Kontakt zur Stadtgemeinschaft gepflegt. Noch vier Tage vor seinem Lebensende war Tilsit bei einem Telefongespräch das Hauptthema. Siegfried Harbrucker hat die Vereinsgeschichte der Stadtgemeinschaft Tilsit in hohem Maße mitgeprägt.

Ostpreußisches Landesmuseum

Mittwoch, 18. Januar, 19 Uhr: **Paradiesstraße.** Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit. Autorenlesung mit Ulla Lachauer. Die Lebensgeschichte einer mutigen Frau, die allen Schicksalsschlägen zum Trotz immer lebensbejahend und eigenständig bleibt. Eintritt 5 Euro.

Donnerstag, 19. Januar, 17.30 bis 19 Uhr: **Hannah Arendt** – Das Wagnis der Öffentlichkeit. Workshop mit Peter Gottschau. Insgesamt vier Termine je acht Unterrichtsstunden. Teilnahmegebühr 22 Euro/Schüler und Studenten 15 Euro. Der Workshop soll einen Einblick in Leben und Werk der jüdisch-deutsch-amerikanischen Publizistin und Gelehrten Hannah Arendt geben. Sie ist in Königsberg aufgewachsen und fühlte sich dieser Region immer verbunden. Vorherige Anmeldung unter a.kern@ol-lg.de oder telefonisch unter Telefon (04131) 7599515 erforderlich.

Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon (04131) 75 99 50, E-Mail: presse@ol-lg.de.

Seltenes Glück

Ehepaar Koslowski beging das Fest der Diamantenen Hochzeit

Der Ehrenvorsitzende Kurt Koslowski und seine Frau Waltraut begingen ihre Diamanten-Hochzeit mit ihrer Familie, Freunden, Bekannten und ostpreußischen Landsleuten. Es war damals eine schwierige Zeit gewesen, als sie am 17. November in der evangelischen Kirche in Puppen im Kreis Ortelsburg den Bund fürs Leben schlossen, der bis heute gehalten hat. Damals, vor 60 Jahren Es war damals die erste deutsche Hochzeit in Puppen nach dem Kriege. Beide erhoben ihre Stimmen im dortigen Kirchenchor.

Das junge Paar zog dann in das benachbarte Örtchen Grünau, wo Kurt Koslowski aufgewachsen war. 1945 gingen beide Familien im kalten Januar auf die Flucht. Sie kamen nicht weit, denn die Russen holten sie ein. Sie mussten alle zurück nach Grünau und Puppen.

Nach der Schulzeit fand Kurt Koslowski eine Arbeit als Werkmeister in Grünwald in einem Sägewerk, seine Frau Waltraut als sogenanntes „Mädchen für alles“ in Puppen.

Im Jahre 1959 musste die junge Familie mit ihren beiden Kindern Gisela und Ditmar die angestammte Heimat Ostpreußen verlassen.

Es stand zur Wahl entweder für Polen zu stimmen oder Ostpreußen zu verlassen.



Die zufriedenen Jubilare Bild: Sobotta

Beide Familien entschieden sich für die sogenannte „Ausreise“ in den Westen Deutschlands.

Der Heimat Ostpreußen in Treue verbunden geblieben

Sie kamen über das Aufnahmelager Friedland zunächst nach Hamburg, 1962 nach Wesel an den Rhein.

Kurt Koslowski fand sofort eine Stelle als Schlosser, die er auch bis zu seiner Pensionierung dort innehatte. Waltraut Koslowski kümmerte sich um den Haushalt und das Aufwachsen der beiden Kinder. Ihre Lieblingsbeschäftigung war die Handarbeit. „Ich habe für die ganze Familie genäht“, so erzählt sie. Heute freuen sich die beiden Großeltern über vier Enkel und zwei Urenkel.

Ihre ostpreußischen Wurzeln haben die beiden Koslowskis nie gekappt. Sie pflegten ihre heimatliche Tradition in der Landsmannschaft Ostpreußen-Westpreußen, Kreisgruppe Wesel, mit denen, die ein ähnliches Schicksal erlebt hatten. Kurt Koslowski (82) stand 26 Jahre lang an der Spitze mit seiner Frau Waltraut (81) als 1. Vorsitzender der Landsmannschaft vor, die ihn zum Abschied im vorigen Jahr zum Ehrenvorsitzenden ernannte. Der jetzige Vorstand unter dem 1. Vorsitzenden Paul Sobotta wünschte dem Diamanten-Ehrenvorsitzenden-Ehepaar weiterhin viel Gesundheit, Freude und Gottes reichen Segen.

EB

Herzliche Aufnahme im Haus der Eltern

Erst beim zweiten Anlauf erfolgreich: Nach 28 Jahren fand eine Familie die Heimat wieder

Was in der großen Politik wegen vielerlei Machtsystemen meist nur sehr schwierig zustandekommt, das wächst oft schneller und unerkannt im Kleinen. In zaghaften Schritten haben sich die Heimatvertriebenen als sogenannte „Heimwehtouristen“ zurückgewagt, sobald die Politiker die Grenzen ein wenig geöffnet hatten. Besonders durch sie gibt es inzwischen Verständnis, Respekt und Versöhnung zwischen den Heimatvertriebenen und den neuen Bürgern auch unseres Dorfes Kaschaunen, Kreis Braunsberg/Ostpr., das auf Polnisch Kaszuny heißt.

Im Folgenden möchte ich erzählen, wie ich persönlich mein Elternhaus nach 28 Jahren wiederfand, wie aus Fremden Freunde wurden und daraus unvorstellbar Schönes für beide Seiten erwuchs.

1973 machte ich mich zum ersten Mal mit unserem ältesten Sohn Thomas auf die damals noch problemreiche „Heimreise“. Erste Anlaufstelle war meine Cousine, die noch heute im Kreis Heilsberg lebt und mir als Dolmetscherin half. Ich wusste überhaupt nicht, ob unser Hof noch existierte. Und als wir uns auf dem sandigen Weg unserem Dorf näherten, vermisste ich sehr viele Häuser. Doch unseren abseits liegenden Hof sah ich in der Ferne. Was wird mich erwarten? Ich war auf alles gefasst. Vor unserem Haus sah ich einen Mann und einen Jungen arbeiten. Der Ältere machte uns sofort Zeichen, auf den Hof zu fahren. Es gab eine freundliche Begrüßung. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Die freundliche Familie Malinowski bat uns ins Haus. Was war das für ein Augenblick! Nach so langer Zeit saß ich wieder in unserer alten Langen Stube. Wir wurden durch das Haus, durch Stall und Scheune geführt. Meine Augen suchten unablässig nach Spuren meiner Vergangenheit. Ich verstand aber, dass unsere Möbel und die Bilder und das Werkzeug nicht mehr da sein konnten. Man erzählte mir, dass eine andere Familie von 1945 bis 1952 auf dem Hof gelebt habe. Danach habe der Hof zwei Jahre lang leer gestanden. Die Malinowskis, die selber auch ihre Heimat hatten verlassen müssen, sind erst 1954 auf unseren Hof gekommen. Drei Jungen und ein Mädchen sind hier aufgewachsen. Wie gut tat es mir, dass ich mich so ungezwungen bewegen durfte. Viele Erinnerungen stiegen in mir auf und ich war der Familie Malinowski sehr dankbar für ihre Freundlichkeit. Bei späteren Fahrten nach Ostpreußen fuhr ich immer regelmäßig mit meiner Cousine nach Kaschaunen und besuchte die Familie Malinowski.

Ich merkte, dass meine Besuche für den damals 13-jährigen Sohn Bogusław immer ein besonderes Ereignis waren. Eines Tages fragte er mich, ob er uns einmal in Deutschland besuchen dürfe. Natürlich lud ich ihn ein. Und tatsächlich stand der junge Mann 1984 eines Abends plötzlich in Hamburg vor unserer Tür. Wie konnte er das geschafft haben? In sehr gebrochenem Deutsch bat er mich, ihm zu helfen, damit er ganz in Deutschland bleiben könne. Wir machten ihm sehr eindringlich klar, dass er, wenn er diesen Plan ausführe, nicht mehr ohne Gefängnisstrafe nach Polen zurückkehren könne. Er war trotzdem fest entschlossen. In seiner Heimat Polen sah er damals keine Zukunft für sich. Wir nahmen ihn gerne in unsere Familie auf. Alles Nötige wurde bei den Ämtern erledigt. Wir drängten ihn sofort, einen Sprachkursus zu besuchen, und er lernte schnell. Leider wurde Bogusław schon bald dem Land Baden-Württemberg zugeteilt. Es folgte für ihn eine unerfreuliche Zeit in einer großen Ausländer-Kaserne. Da er strebsam und tüchtig ist, bekam er Arbeit in Tübingen und ist in der Firma seit 26 Jahren gern gesehen. Er ist heute noch dort als Vorarbeiter tätig. Seine Eltern verstarben 1991 und 2003. Weder Bogusław noch seine Geschwister konnten den Hof weiter bewirtschaften und nach einigen Jahren verwilderten Haus und Hof. Als ich 2004 mit meiner Frau wieder nach Ostpreußen reiste, trafen wir uns mit Bogusław in Kaschaunen. Wir stellten resigniert fest, dass ein Teil des Daches bereits eingebrochen war. Da sagte Bogusław: „Gregor, dies ist unser Elternhaus. Du bist hier geboren und ich bin hier geboren. Ich will das alles nicht aufgeben. Ich werde mit all meiner Kraft das Wohnhaus, Stall und Scheune wieder aufbauen.“ Ich hatte große Bedenken. Das ganze Dach war untauglich geworden. Das Fundament, die Wände, die Fenster, alles war marode. Es folgten harte Jahre der Renovierung. Besonders wichtig war es, dass das ganze Dorf endlich 2008 an die Wasserversorgung angeschlossen wurde. Wir freuten uns über jeden einzelnen gelungenen Schritt. Dann kam die Einladung:

Die in der Heimat verbliebene Cousine half bei der Suche

„Bitte, Gregor, du kannst kommen und in Eurem alten/neuen Zuhause wohnen. Es ist Platz für euch alle.“ Meine beiden Söhne und der Enkelsohn drängten mich: „Wer weiß, wie lange du noch reisen kannst. Wir möchten, dass du uns alles zeigst!“ Im Sommer 2011 fuhren wir voll Erwartung zu viert los. Diese Reise sollte etwas ganz Besonders werden. Ganz alleine durften wir im Haus leben. Ja, es ist mein Elternhaus, unser Hof, die alte Scheune, doch natürlich ist nun alles etwas anders, größer und auch noch nicht ganz fertig. Ich konnte sehen, das Wichtigste war das Gemäuer, die Balken und das Dach. Unser Elternschlafzimmer hat zwei größere Fenster bekommen und einen neuen Holzfußboden. Der alte Kachelofen ist jetzt mit dem neuen Bad verbunden. Darin ist alles schön gefliest. Es gibt eine Dusche und eine Badewanne. Unseren Kindern musste ich erst einmal die alte „Bud“ zeigen und erzählen, wie es bei uns früher mit dem Waschen und „Baden“ war. Unsere Große Stube, die wir als Kinder nie unaufgefordert betreten durften, ist heute eine gemütliche Wohnstube mit gemauertem Kamin und einem großen Schiebefenster und Terrassentür. Was unsere Mutter wohl gesagt hätte, wenn sie hier sitzen und durch das große Fenster weit über die Wiesen und Felder bis zum Waldrand sehen könnte? Fast habe ich vergessen, dass früher eine andere Zeit war, und dass die Mutter nur „gesessen“ hat, wenn mal Besuch da gewesen war. Die alte Küche steht immer noch so wie früher. Sie muss von Bogusław später noch renoviert werden. Da kommen noch Kosten auf ihn zu!

Aus Fremden wurden im Laufe der Zeit enge Freunde

Ob ich beim Erinnern wehmütig geworden bin? Ach nein! Die Welt hat sich überall geändert. So hat unser Elternhaus auch ein neues Gesicht bekommen. Meine Aufgabe ist es jetzt, mich anzupassen. Ich habe mich über die Veränderungen sehr gefreut. Ich habe die viele Mühe gesehen, die darin steckt und auch die Liebe gespürt, die Bogusław zu seinem Elternhaus hat. Er ist ja auch hier geboren und hat hier gelebt. Die Verständigkeit meiner Söhne, ihre so ganz ungezwungene, unbelastete Beziehung zu anderen Nationen hat mir auch das Großartige dieser Freundschaft zwischen Bogusław und mir bewusst gemacht. Wir vier fühlten uns vom ersten Tag an wohl. Wir hatten herrlichen sonnigen ostpreußischen Hochsommer. "Die Jungen“ haben in der alten Küche gekocht und gewirtschaftet. Vor dem Haus in der Sonne schmeckte uns das Essen. Mit meinem Enkel ging ich quer durch unsere verwilderten Äcker und feuchten Wiesen. Kein Mensch war zu sehen. Keiner hatte das Recht, uns wegzujagen. Wir liefen auch alle barfuß bis Millenberg und zurück. Wie oft bin ich früher durch diesen Sand gelaufen? Wie schön, dass ich das noch einmal mit den Kindern tun durfte! Einiges von früher haben unsere Kinder hier spüren können. Ihre Fragen habe ich gerne beantwortet. Die ehemalige Lebendigkeit unseres Heimatdorfes konnte ich ihnen nicht mehr anschaulich machen. Ich erzählte, dass unser kleines Dorf vor dem Krieg 323 Einwohner mit 66 Häusern hatte. Zurzeit sahen wir fünf bewirtschaftete Höfe, zehn zum Teil verfallene Häuser, die aber noch bewohnt schienen und dazu noch vier Häuser, die nur zur Freizeit benutzt werden.

Unserem Freund Bogusław Malinowski wünsche ich, dass unser altes Haus und sein Elternhaus immer mehr ein guter Platz zum glücklichen Ausruhen wird für Polen und auch für Deutsche.

Gregor Bergmann



Treffen im inzwischen renovierten Haus: Die Familien Bergmann und Malinowski verbringen gemeinsam Urlaub Bild: G. Bergmann

Silvester daheim

Erinnerungen an die Bräuche auf dem Hof der Eltern

Meistens begann der Silvesterabend mit einer Pferdeschlittenfahrt zur Kirche zum Abendgottesdienst. Aufpassen musste man auf die Karbidlampen, damit der Wind sie nicht ausblies. Viele Familien hatten gemietete Kirchenplätze. Auf der Bank war ein Namensschild angebracht, was der Kirche regelmäßig Geld einbrachte. Man erwartete aber auch, dass diese Plätze am Feiertag nicht leer blieben. Oft wurden Mitarbeiter gebeten, sich dort hinzusetzen.

Heimgekommen, gab es einen warmen Trunk aus Rotwein oder Rum. Im Krieg war es ein aus gebrannten Erbsen nach Bohnenkaffee schmeckendes Aufwärmgetränk zu den beliebten Pfannkuchen.

Ab 23 Uhr „griffen“ die jungen Leute „Glück“. Aus einer Wruke wurden Glückssymbole geschnitzt, manche auch doppelt. Es waren Ringe, Glücksklee, Glücksschweinchen, Schornsteinfeger, manchmal auch nur die Leiter, die Wiege, ein Pärchen, ein Taler oder ein Sarg. Es mussten zwölf verschiedene Teile sein, die dann unter gleichen Tassen versteckt wurden. Bevor dann der Nächste „glückgreifen“ durfte, musste er sich umdrehen, und die Tassen wurden durcheinander geschoben. Kurz vor 24 Uhr zogen alle im Haus dicke Socken, festes Schuhwerk und warme Jacken an, um das neue Jahr im Freien bei Glockenläuten zu begrüßen. Die Bauernfamilie und ihre ledigen Mitarbeiter lauschten auf den ersten Glockenton von der Kirche, dann fielen auch auf unserem Hof die Glocken mit ein.

Knallfrösche gab es erst nach dem Glockengeläut

In der meist sternklaren, kalten Winternacht wurde dieses Läuten zu einem Choral besonderer Art – weit hörbar. Für uns war es einfach selbstverständlich mitzuläuten. Nicht zu läuten wurde nur entschuldigt im Unglücks- oder Todesfall auf dem Hof. Wer gerne Knallfrösche abzog, wartete stets, bis dieses Glockenklingen verstummt war. Auf dem Hof ging man nun auch allen Tieren ein gutes neues Jahr wünschen. Die Pferde wendeten die Köpfe. Auf dem Futtergang im Kuhstall versuchte manche Kuh die Hand des Bauern oder der Bäuerin zu lekken, um so ein Danke für die gute Betreuung bei einer Erkrankung zu sagen. Die Kühe legten sich gleich wieder hin. Die Schweine grunzten nur kurz. Bei den Hühnern durfte man aber nicht lange verweilen. Sie dachten wohl, es wäre fünf Uhr früh, dann ging das Licht automatisch an, und die Hühner begannen, nach Futter zu scharren.

Nach dieser Visite bei den Tieren legten sich alle zum ersten Schlaf ins neue Jahr nieder.

1943 läuteten die Hofglocken zum letzten Mal. Sie waren meistens aus Kupfer oder Messing und wurden leider zum Einschmelzen für die Rüstung abgeholt.

Dora Boeck

Komplimente für Elsa

Zwei Masuren gerieten im Zug ins Schwärmen

Die Auffassung, wonach die Ostpreußen und hier speziell die Masuren nicht imstande gewesen seien, zärtlichen Gefühlen mit wohlgesetzten Worten Ausdruck zu verleihen, ist mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Das wird ein jeder bestätigen, der diese kleine Geschichte gelesen hat.

Sie spielt in einem Abteil des Personenzuges, der tagtäglich zwei- oder dreimal von Neidenburg über Willenberg nach Ortelsburg fuhr und natürlich auch wieder zurück. In diesem Coupé, wie es vornehm tuende Leute gern nannten, saßen Herbert Janik und Wilhelm Kopka, beides Besitzer von Bauernhöfen in dem ansehnlichen Kirchdorf Grünbude. Ersterer mochte so um die dreißig Jahre zählen, der zweite stand gut in den Fünfzigern.

Als der Zug auf dem Bahnhof von Muschaken Zwischenstation machte, stieg der Kaufmannsgehilfe Arno Steputat ein und setzte sich nach kurzem Gruß in das Abteil der beiden Landwirte, die in eifriger Unterhaltung begriffen waren.

Im Moment hatte Wilhelm Kopka, der Ältere von beiden, das Wort. „Wirst sehen“, sagte er, „sie ist ein Schmuckstück, meine Elsa. Schön schlank, aber voll auf der Brust. Und Beine hat sie, lang wie sonst was. Nicht zu dick und mit zierlichen Fesseln, kaum zu sagen.“

Die Marjell entpuppte sich als Trakehnerfohlen

Herbert Janik indessen zog nur ein paarmal kräftig an seiner Tabakspfeife, bis sie richtig vor sich hin qualmte und erwiderte gleichmütig: „Nu, mag schon so sein alles vielleicht.“

Doch Wilhelm Kopka ließ sich dadurch keineswegs entmutigen und fuhr fort: „Hellbraunes Haar hat sie, kannst schöne Zöpfchen flechten. Und wenn du sie streicheln möchtest, fühlt sich alles an weich und glatt, rein wie echte Seide!“ Völlig gleichgültig kam es zurück: „Wird schon so sein, wenn du es sagst.“

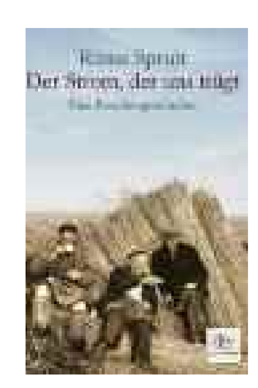
Doch er fuhr unbeirrt fort, der Wilhelm Kopka: "Temperament hat sie wie nur was. Ihre Augen blitzen wie Feuer. Dabei ist sie zutraulich und zahm und folgsam, wenn du sie gut behandelst.“

Wiederum keine Reaktion bei Herbert Janik außer einer neuen Rauchwolke aus der Tabakspfeife. Dafür meldete sich Arno Steputat zu Wort, der Kommis, wie man seinerzeit einen Handelsgehilfen zu nennen pflegte. "Das muss ja sein ein wahres Prachtexemplar. Ich würde sie nehmen auf der Stell, die Marjell!"

Der Bauer und Hofbesitzer Wilhelm Kopka blickt etwas verwirrt drein: "Welche Marjell denn?", wollte er wissen. "Nu, diese Elsa natürlich, von der du geredet hast andauernd", lautete die Antwort.

„Die Elsa meinst?" wunderte sich der Bauer, „die Elsa, das ist mein Trakehnerfohlen, was ich verkaufen möchte an den Herbert Janik!“

Heinz Kurt Kays



Knochenjob

Leben eines Reetdachdeckers

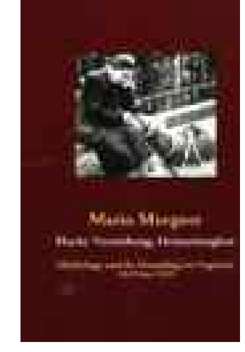
„Was der Vater schwieg, das kommt im Sohne zum Reden; und oft fand ich den Sohn als des Vaters entblößtes Geheimnis“, schrieb der Philosoph Friedrich Nietzsche. Dem Leben seines bescheidenen Vaters und dem großen Familiengeheimnis, das ihn zerbrechen ließ, setzt Rinus Spruit mit „Der Strom, der uns trägt“ ein kleines Denkmal. Der niederländische Autor taucht ein in die Vergangenheit seines Vaters Jan, Jahrgang 1911, den es schon als Kind auf die Bauerndächer seiner Heimat zieht. In bewährter Familientradition erlernt er das Handwerk des Reetdachdeckers.

In getrocknetem Zustand wird Reet zur Dacheindeckung verwendet und es entfaltet besonders bei Fachwerkhäusern eine romantische Wirkung. Viel Romantik versprüht der harte Knochenjob des Reetdachdeckers im Buch allerdings nicht. Bei Wind und Wetter ist Jan Spruit mit dem Fahrrad unterwegs, übernachtet in kalten Scheunen und setzt sich selbst im hohen Alter nicht zur Ruhe. Sein Berufsethos verbietet ihm, jemandem den Wunsch nach einer Reparatur abzuschlagen. Der Alltag ist ein ständiger Überlebenskampf und die Bauern behandeln die Handwerker oft schlecht.

„Ein Lachen hätte sein Gesicht zerrissen“, bemerkt der Autor über seinen Vater, den er vor seinem Tod mit einem an einer Schreibtischlampe befestigten Mikrofon interviewt. Dabei mischen sich seine eigenen Erinnerungen mit denen des Vaters, in dessen Augen der Sohn „nicht erwachsen und glücklich werden wollte“. Berührend sind die Szenen über die Mutter, die häufig krank war und in diesen Phasen erst nachmittags aufstand.

Zurückhaltend, mit einer Prise Humor und ohne falsche Nostalgie zeichnet der Autor eine Familienchronik, die den Leser in eine längst vergessene Zeit zurückversetzt. Die Erinnerungsfragmente und kurzen Episoden regen zum Nachdenken an über die Bedeutung des familiären Zusammenhalts und das Glück einer einfachen, bescheidenen Lebensführung.. *Sophia E. Gerber*

***Rinus Spruit: „Der Strom, der uns trägt“**, dtv, München 2011, broschiert, 138 Seiten, 13,90 Euro*



Gefragte Arbeitskräfte

SBZ/DDR setzte Heimatvertriebene im Uranbergbau ein

Dokumentationen über die Schicksale der Flüchtlinge und Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten von 1944 bis 1949 sind bisher recht zahlreich veröffentlicht worden. Sofern diese Aufzeichnungen bestimmte Regionen betreffen, offenbart sich ein beträchtlicher Unterschied zwischen West- und Mitteldeutschland: Da Flucht und Vertreibung in der DDR weitgehend tabuisiert waren und eine Aufarbeitung dieses Kapitels deutscher Geschichte nicht in Frage kam, besteht ein Informationsdefizit in den östlichen Bundesländern. Dem wird allerdings mancherorts entgegengewirkt. Sehr viel Zeit bleibt aber nicht mehr, um Berichte der Betroffenen aus erster Hand zu erhalten. Das zeigt auch die Ausarbeitung „Flucht, Vertreibung, Heimatlosigkeit. Flüchtlinge und ihr Neuanfang im Vogtland 1945 bis 1949“ von Mario Morgner. Dank der Förderung des Sächsischen Innenministeriums konnte der Autor, ein geborener Vogtländer ohne familiären Bezug zur Thematik, die vorliegende Studie durchführen, für die der Bund der Vertriebenen Kreisverband Vogtland als Herausgeber fungiert. Das Herzstück bilden Erzählungen von sechs Zeitzeugen, die der Autor selbst aufgrund der von ihm geführten Interviews in Ich-Form verfasst hat. Beigefügt sind jeweils aktuelle Fotos der Interviewpartner. Wie nicht anders zu erwarten, verfügen nicht mehr alle von ihnen über detaillierte Erinnerungen an ihre Erlebnisse in den letzten Kriegsmonaten und danach. Dennoch sind sämtliche Beiträge eindrucksvoll.

> Vertriebene erinnern sich an die erste Zeit in der SBZ/DDR

Das Buch richtet sich an die Opfer, die Nachkriegsgenerationen und besonders an die Lehrenden, wie der Autor bekundet. Es ist als Mahnung gedacht und dient zugleich dem Verständnis sowie dem Erhalt der Erinnerung. Mit dem vorangestellten allgemeinen Teil („Hauptvertreibungsgebiete“, „Flucht und Vertreibung“) und einem Kapitel über die Vertriebenen in der ehemaligen DDR enthält es quasi ein stark komprimiertes Geschichtsbuch. Anschließend wird die Aufnahme von „Umsiedlern“ – so die beschönigende Bezeichnung in der Sowjetischen Besatzungszone für die Vertriebenen – im Vogtland bis März 1946 behandelt, einschließlich einer „Presseschau“. Rund 12300 Vertriebene wurden bis zu diesem Zeitpunkt im Vogtland aufgenommen, Hunderttausende durchgeschleust. Die Steuerung von Arbeitskräften wurde rigoros durchgeführt. Teilweise noch in den Quarantänelagern fanden ärztliche Untersuchungen von Männern statt. Ziel war es, ein bestimmtes Kontingent für „bergbautauglich“ zu erklären, denn: „Neben der Landwirtschaft gewann die Uranförderung der Wismut einen immer größeren wirtschaftlichen und politischen Raum in Teilen Sachsens und des Vogtlands. Aufgrund des unaufhörlich steigenden Arbeitskräftebedarfs durch den forcierten, für die Sowjetunion wichtigen Uranerzbergbau wurden die Vertriebenen zu einer attraktiven Zielgruppe der Arbeitskräfteanwerbung.“ Die Verlockung durch eine höhere Entlohnung und etliche Vergünstigungen war groß, worüber Gabriel Neuenbauer berichtet, der 1930 in Nagyrejke im Süden Ungarns geboren wurde: „Über Schädigungen des Uranbergbaus machten wir uns keine Sorgen, es wusste ja keiner. Durch die Wismut erhielten wir auch eine neue Wohnung ... Durch die Wismut ging es uns gut. Im Nachhinein muss ich sagen, es war eine Zweiklassengesellschaft gegenüber den ‚normalen‘ Bürgern.“ Dies ist einer von mehreren Aspekten, die noch vertieft werden müssten. Mario Morgner hofft, dass später eine umfangreichere Veröffentlichung entstehen kann, und beschäftigt sich weiterhin mit der Thematik. Gern nimmt er Hinweise auf, die an den Bund der Vertriebenen Kreisverband Vogtland e.V. in 08209 Auerbach, Stauffenbergstraße 1, gerichtet werden können. *D. Jestrzemski*

***Mario Morgner: „Flucht, Vertreibung, Heimatlosigkeit. Flüchtlinge und ihr Neuanfang im Vogtland 1945 bis 1949“**, BoD, Norderstedt 2011, broschiert, 194 Seiten, 12,90 Euro*



Vertreibung und Neuanfang

Ein Böhme erinnert sich, wie sein Vater zwar sein Unternehmen, nicht aber seinen Unternehmergeist verlor

In dem Buch „Als gestern heute war. Schicksal eines böhmischen Jungen“ berichtet der 1929 in Nordböhmen geborene Max Arne Richter von seinen Kindertagen als Spross einer Textilunternehmerdynastie. Schwarzweiß Abbildungen wie zum Beispiel von seinem Elternhaus oder der Villa der Großeltern veranschaulichen seine Erzählung.

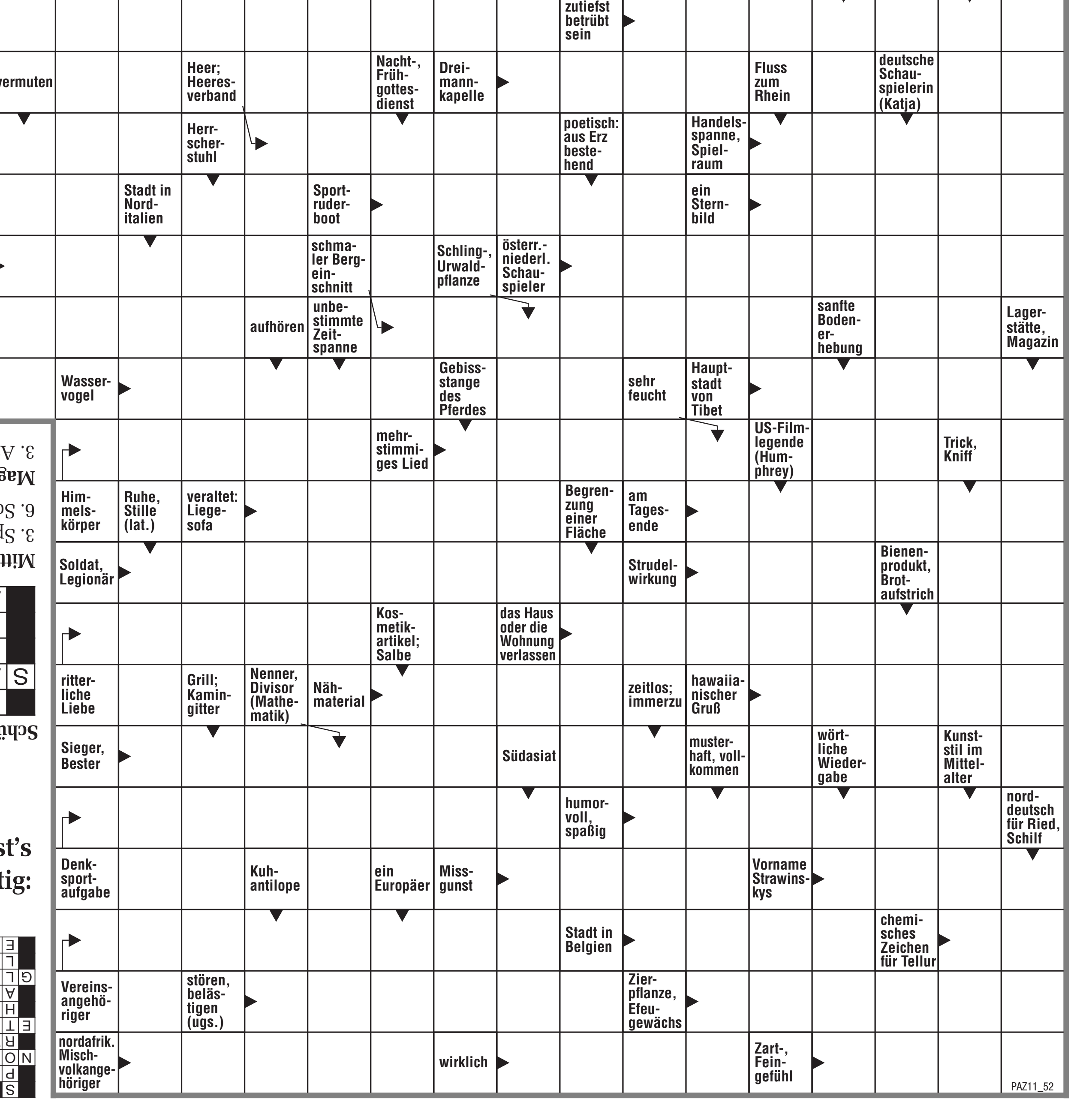
Max Arne Richter teilt dem Leser viele Erinnerungen aus seiner Kinderzeit und Anekdoten, welche ihm von seiner Familie zugetragen wurden, mit. Er berichtet von seinem Vater, der in vierter Generation im Familienunternehmen tätig war und dem es gelang, die Firma auch nach dem Ersten Weltkrieg und über die Weltwirtschaftskrise im Jahre 1929 hinaus zu halten.

Mit Bedacht berichtet der Autor von seiner Zeit bei der Hitlerjugend als sogenannter „Pimpf“, dem die Grausamkeit und Falschheit der Nationalsozialisten noch nicht bewusst war.

Auch während des Zweiten Weltkrieges konnte sich das Familienunternehmen noch behaupten, doch nach Ende des Krieges musste die Familie ihre Heimat verlassen. „Wir kamen nochmals an unserem Haus vorbei, dann an unserer Landwirtschaft, dann an dem Elternhaus meines Vaters, und es war wie ein Abschiednehmen vor dem Tode in Erinnerung des Durchlebten. Meine Eltern wehrten sich nun nicht mehr gegen die Aussiedlung. Sie hatten inzwischen begriffen, dass die Lebensbedingungen für Deutsche in Tschechien untragbar geworden waren.“

Man könnte annehmen, dass der Vater des Autors nach diesem schweren Schicksalsschlag, dem Totalverlust von Hab und Gut, seine berufliche Tätigkeit nun an den Nagel gehängt hätte, doch dank seiner inneren Stärke und günstiger Kredite durch den Marshallplan begann er 1948 mit dem Wiederaufbau seiner Kammgarnspinnerei. Max Arne Richter beschreibt voller Stolz, wie es seinem Vater gelang, seiner Familie und sich selbst wieder eine Zukunft zu schaffen. *Vanessa Ney*

***Max Arne Richter: „Als gestern heute war. Schicksal eines böhmischen Jungen“**, Frieling, Berlin 2011, broschiert, 128 Seiten, 10 Euro*



Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

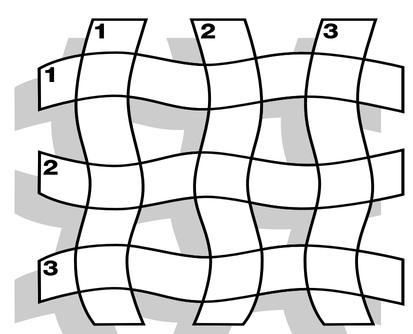
AAKPP		CDOR	EELRS		DEETW	AARU	EIRZ	ERTU
					ARTW			
ACEHS			EERS TU					
DEEEI PRRU								
ADER					ADUZ			

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein Hormon der Bauchspeicheldrüse.

1	SELBST		LOS
2	SCHAU		BRETT
3	SOMMER		WAND
4	STROM		PREIS
5	SCHUTZ		STUNDE
6	JAEGER		JAGD
7	TISCH		ARM

Magisch

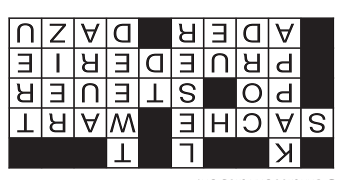


Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Tageblatt
2 unterirdischer Gang
3 Prahler

So ist's richtig:

Schüttelrätsel:



Mittelworträtsel: 1. Disziplin, 2. Fenster, 3. Sprossen, 4. Erzeuger, 5. Polizei, 6. Schnitzel, 7. Tennis – Insulin

Magisch: 1. Zeitung, 2. Stollen, 3. Angeber

Zwei Pungelchen

Mühsam verdiente sich das ehemalige Händlerpaar seinen Lebensabend – Nie verlor es seine Würde

Sie kamen pünktlich wie die Maurer in der ersten Woche des neuen Jahres. Schon von weitem sah man sie über die verschneite Chaussee daherkommen, beide in ihren griesen Schafspelzen, mit den Iltismützen auf dem Kopf, jeder auf einen dicken Krukkas gestützt – und man konnte wirklich nicht erkennen, wer die Macht und wer die Machtsche war. Erst beim Näherkommen entdeckte man den Stoppelbart des Alten, der um das Kinn wucherte, da wo bei der Machtschen ein paar spärliche Borsten sprossen. Sie klopften zaghaft an die Küchentür und schoben sich fast demütig über die Schwelle, er mit einem tiefen Bückling, wobei er beim Aufrichten die Hand auf das Kreuz hielt, sie mit einem gichtsteifen Knicks.

„Good Dag ook on e jlöcklichet nieet Joahr! Micht et Seege bringe de ole wie de junge Lied!“ Wir kannten schon den salbadernden Singsang der beiden Alten und gnidderten still vor uns hin. Nach vielem Zureden legten sie dann ihre Schafspelze ab und setzten sich an den Küchentisch, nicht ohne dass die Machtsche vorher mit der Schürze und der Alte mit dem Schnupftuch darüber gefahren waren. Das brachte unsre Jette wie gewöhnlich in Harnisch. Wenn nicht Muttchens begütigender Blick gewesen wäre, dann hätte die Jette losgeplatzt: „Kiek moal, de feine Herrschafte aus de Pracherkoat ...“

Der Macht und die Machtsche besaßen wirklich ein richtiges Pracherhäuschen weit hinter der Chaussee im Moor. Es war kaum größer „wie e Hundsbud“, wie die Jette verächtlich zu sagen pflegte, aber innen war es blitzsauber, obgleich es ständig nach einem durchdringenden Gemisch von Beifuss, Kampfer, Kautabak, Torf und Hoffmannstropfen roch. Die Machts waren früher von Markt zu Markt gezogen und hatten mit allem möglichen Kram gehandelt, bis sie – erst im Greisenalter – sesshaft wurden.

Sie waren nun beide hoch über achtzig. Aber deshalb gönnten sie sich noch keine Ruh. Sie gingen reihum durch die Dörfer und Höfe. Sie bettelten beileibe nicht, sondern boten was zum Kauf an. Er schnitzte Kochlöffel, Schüttelstöcke, Wurstpeilchen, und sie nähte aus alten Flicken irgendetwas zusammen, Topflappen, die sie „Patschakes“ nannte, oder Spreitdekken. Muttchen hätte ihre Küche schon mit einer ganzen Kompanie Patschakes ausstatten können, wenn die Alten nicht einen besondern Trick gehabt hätten. Das Spiel begann so:

Machtsche: „Eck hebb e Poar scheene Patschakes, Frauke!“ Macht: „Wöll Se nich e nieem Schläw hebbe?“ Muttchen: „Na, was soll das denn kosten?“ Machtsche: „Wat de Fruu gifft!“ Macht: „Joa, wat se gifft! Wi fordre nuscht!“ Dann wurde verhandelt. Meistens wanderten Speck, Butter, Eier, Mehl, manchmal auch eine Wurst oder ein großes Stück Fladen in den mitgebrachten Kreppsch. Kaum hatten die Machts ihren Lohn sicher, kam der Komödie zweiter Teil.

Machtsche: „Ei, Frauke, loate Se noch moal die Patschakes sähne! Sowat, doa ös doch e Zoahnke geräbbelt. Dä mott eck noch emoal umhäkle!“ Macht: Ei, de Schläw, na sowat! Mudderke, du häst doch bädre Ooge, häst nich gesähne, da he ganz rubbelig ös? Eck moat em noch emoal beoarbiede!“

Der Macht und die Machtsche wurden erst im Alter sesshaft

Der Erfolg war, dass der Macht und die Machtsche ihre mitgebrachten Erzeugnisse im anderen Kreppsch versinken ließen, um sie wieder mitzunehmen. Selig zogen sie dann ab. Wie zwei große Bären stampften sie mit ihren Pelzen davon. Jeder kannte das Spiel und jeder machte es mit. Alle wussten, dass die Alten das Geschenkte bitter nötig brauchten. Aber sie respektierten ebenso, dass die Machts keine Pracher sein wollten.

Kurz vor Weihnachten verlegten sich die Machts auf Spielzeug. Er schnitzte Hampelmänner und „Zaldoatkes“, und die Machtsche nähte Flickerpuppen, scheußlich anzusehende Gebilde mit schielenden Knopfaugen und Zottelhaaren aus Werg.



Vom Leben gezeichnet: Markthändler an ihrem Lebensabend Bild: Archiv

Dann begannen sie ihre Weihnachtsrunde, die sich von der üblichen dadurch unterschied, dass der eine Kreppsch größer und voller war als sonst und der andere zusehends leerer wurde. Erstens kam von den vielen guten Weihnachtssachen, freigiebiger als sonst gespendet, das zweite, weil die Machts ihre Geschenke nicht wiedernahmen – was aber keine Änderung der Machtschen Methode bedeuten sollte! Die Rückgabe oder besser die Rücknahme, hatte sich nur verschoben. Nach Neujahr erschienen die Machts nämlich wieder, um ihre Soldaten und Puppen mit der verschämten Bitte zurückzufordern, es wäre doch noch etwas zu ändern, ihnen sei das hinterher eingefallen. So geschah es auch diesmal.

Nachdem die Machts einen gesegneten Appetit bewiesen hatten, sich vom Zichorienkaffee erwärmt fühlten und sich sämtlicher Kuchenreste erbarmt hatten, nachdem er seinen bitteren und sie ihren süßen Schnaps bekommen hatten, begann die Machtsche ihr wehleidiges Spielchen:

„Fruuke, Erbarmung, eck hebb varjäte, eck hebb noch so e scheenet, blänkriget Schörtke for dat Poppke. Eck war ehr man wedder mitnähme ...“ Und der Macht: „Joa, min Zaldoatke hädd goar keinen Soabel nich, eck mott em noch schnötze ...“

Weiß der Kuckuck, an diesem Tag stach Muttchen der Hafer. Entweder war ihr das Geweimer zuviel geworden oder Jettes giftige Blicke hatten bei ihr gezündet. Vielleicht wollte sie die Machts auch bloß ein bisschen zargen. Jedenfalls sagte sie:

„Ach, das macht nuscht! Die Mieze hat sich so über die hübsche Puppe gefreut, und der Fritz ist ganz närrisch nach dem Soldatchen!“ Die Machts sanken sichtbar in sich zusammen. Eine Nichtrükkgabe war nicht einkalkuliert. Das war noch nie und nirgends passiert. „Oaber Fruuke“, versuchte es die Alte noch einmal, „ohne dat Schörtke ös dat Poppke nicht fartig ...“ „... on e Zaldoatke, wo keinen Soabel hätt, ös keiner nich...“ „Dänn is er eben bei de Pioniere!“, knurrte die Jette und klapperte mit den Kochtöpfen.

Muttchen beharrte mit erstaunlicher Freundlichkeit. „Nein, nein, meine lieben Machts, die Mühe macht euch man nicht, die Spielsachen sind wirklich sehr schön, und außerdem weiß ich im Augenblick auch gar nicht, wo sie sind.“ Ich war ganz ohne Argwohn. „Die Flikkerpuppe ist unter meinem Bett“, sagte ich wichtig. „Dänn hol ehr man!“ rief die Machtsche schnell. Das ärgerte Muttchen. „Du bleibst hier. Schließlich hab ich das Sagen. Die Puppe bleibt da und der Soldat auch. Und nun Schluss!“, „Geschenkt is geschenkt!“, triumphierte die Jette.

Der alte Macht bekam einen kerzengeraden Rücken und erhob sich steif. „De Fruu deit groads so, wi wenn wi Bedrögersch send. Wi send rechtschaffne Lied!“ Die Machtsche griff nach den Pungels, die beide leer waren, und tat es ihm nach. „Wi wulld' dat scheene Speeltiech bloßig noch scheener moake!“ Der Rest erstarb in unverständlichem Gemurmel. Dann stülpten sie ihre Mützen auf, zogen sich die Pelze an und stampften los.

Ihre Schritte knirschten voller Empörung im Schnee. Aber je weiter sie kamen, desto langsamer wurden sie. Man sah, wie die Schultern einsanken, wie der Kopf immer schwerer wurde und wie sich jeder mühsam auf seinem Kruckas stütze. Unendlich traurig schlackerten die leeren Pungelchen, einer hüben, der andere drüben.

Ich blickte Muttchen an, die ihnen vom Küchenfenster aus nachsah. Und ich gewahrte das Mitleid in ihren Augen. Irgendwie begriff ich, dass man den Lebensnerv der beiden Alten getroffen hatte. Nur die Jette brabbelte gefühlsroh: „Schoad enne goar nuscht, de Pracherschl!“ „Es sind anständige Leute“, sagte meine Mutter scharf, „ich wünschte, dass sich man jeder so brav durchs Leben schlagen würde wie die beiden Alten!“

Am Nachmittag ließ Muttchen den Schlitten einspannen. Wir durften mit. Die Fahrt ging zu meinem Erstaunen ins Moor. Wir hielten vor dem Machtschen Kabuff, das fast von der Schneelast des uralten Strohdachs erdrückt wurde. Hinter den winzigen Scheiben rührte sich was.

Und dann ging die Tür auf, und sie standen auf der hohen Schwelle der Macht und die Machtsche. Dicht beieinander wie immer. „Hier ist das Spielzeug“, sagte

Aus Mitleid spielte Muttchen das Spiel der Eheleute mit

Muttchen, „ich glaube, der Soldat ist doch mit Säbel schöner, und das Puppchen wird mit der Schürze noch hübscher aussehen. Und dies habt ihr bei uns vergessen!“ Damit legte sie ein großes Paket auf die Schwelle, aus dem der verheißungsvolle Geruch von Speck und Schinken aufstieg. Die Machtsche zitterte wie Espenlaub. Aber der Alte richtete sich auf, dass man noch die frühere stattliche Größe ahnen konnte, und antwortete feierlich:

„Scheen Dank ook, Fruuke! Oaber wat de Machtsche ös on eck, de Macht, wi hebbe ons jeseggt: de Fruu hätt recht. On eck hebb noch e Zaldoatke, oaber möt grooten Soabel, on se hätt e nieet Poppke möt e siedene Schört, wo se noch nie nich varschonke hätt, dä wöll wi nur far de Kinderkes gäwe!“

Ich sah Muttchen an. Und sie hatte auf einmal ganz nasse Augen. Die Machts kamen wieder wie gewöhnlich. Aber das alte Spiel hatte eine Änderung erfahren: Niemals forderten die Alten ihre Sachen wieder. Nur dass Muttchen sie von da ab stillschweigend und heimlich in das Pungelchen zurücklegte.

Ruth Geede

Rendez-vous mit Miss Marple

Wohlig-schaurige Nächte in Deutschlands erstem Krimihotel

Oh schaurig ist's, durch die Eifel zu wandern, möchte man angesichts der zahlreichen Krimis mit Eifeler Lokalkolorit ausrufen. Die spannenden Romane Jacques Berndorfs können zur Lesesucht führen. Hobbydetektiv Siggi Baumeister, der die zum Teil grausigen Mordfälle in verträumten Ortschaften mit Verstand und Humor löst, ist heute in aller Munde und sein geistiger Vater ein weit über die Landesgrenzen hinaus berühmter Autor.

Was lag da näher, als am Ort der fiktiven Verbrechen eine Eifel-Krimilandschaft zu erschaffen. Hillesheim, ein romantischer, gerade einmal 2800 Seelen zählender Ort mit mittelalterlicher Stadtmauer und berüchtigtem Hexenturm, bot sich als Standort für das erste Krimihotel Deutschlands an. Das Gebäude mit verschnörkelter Fassade, Erkern und Türmchen ist ein Déjà-vu für jeden Krimifreund. Es erinnert auf Anhieb an das düstere Haus des Norman Bates aus Alfred Hitchcocks Kultschocker „Psycho.“ Einen jeden, der die knarrenden Holzstufen hinaufsteigt und die langen dunklen Gänge entlang schreitet, erfasst ein wohliger Schauder.

„Das ist ja nur der Einstieg“, schmunzelt Hoteldirektor Christoph Böhnke und öffnet die Tür zu seiner Linken. Altmodische Tischlämpchen verströmen rosiges Licht und aus dem Hintergrund erklingt jene Melodie, die stets die filmischen Abenteuer von Jane Marple ankündigt. Im „Miss-Marple-Zimmer“ ist alles so hergerichtet, als habe Agatha Christies Meisterdetektivin gerade den Raum verlassen. Schlapphut und Handschuhe liegen lässig auf dem riesigen Ohrensessel, und am Chippendale-Tischchen lehnt ihr Golfschläger.

Die übrigen Zimmer sind nicht minder stilgerecht ausgestattet. Während sich neben James Bonds Bett eine laszive Blondine im goldenen Bikini räkelt, prangt bei Derrick ein gigantisches Foto des Hauptdarstellers Horst Tappert an der Wand. Und in Zimmer 33 hält „Der Pate“ Hof. Marlon Brandos düsterer Blick ruht auf dem Betonfuß neben der Tür, mit dem abtrünnige Mafiosi erbarmungslos in den Tiefen eines Hafenbekkens oder Sees „entsorgt“ wurden.

Nach dieser Besichtigungstour tut ein Gin Tonic gut, der vor dem flackernden Kaminfeuer im herrlich plüschigen Salon eingenommen wird, bevor der Küchenchef zum Vier-Gang-Krimi-Dinner bittet. Wie wäre es heute mit der „Verdächtigen Spur“ aus Perlhuhnbrust und Süßholzsoße, gefolgt von Poirots Lieblingsdessert mit geeisten Erdbeeren? Zu bestimmten Terminen werden die Menüs zur Freude des Publikums von Lesungen bekannter Krimiautoren begleitet.

> Hillesheim beherbergt das Deutsche Krimi-Archiv

Wer die erste Nacht im Krimihotel lebend überstanden hat, begibt sich am nächsten Tag mit Dane Spur, einer besonders ausgebufften Ermittlerin, auf die Fährte lokaler Verbrechen, die Jacques Berndorf erdacht hat. Ralf Kramp, ein inzwischen nicht minder bekannter Autor, ist auch von der Partie. Die Tour führt kreuz und quer durch das Städtchen, vorbei an schönen alten Häusern im Windschatten der wehrhaften Stadtmauer, zu Siggi Baumeister und Herbie Feldmann, den Protagonisten der Eifel-Krimis, die mit ihren Spürnasen bislang jede böse Tat in der Region aufgedeckt haben.

Welches Verbrechen wurde am Brunnen auf dem Marktplatz begangen, will Dane Spur, alias Brunhilde Rings, von ihren Gästen wissen. Hier sind die kleinen grauen Zellen der Gäste gefragt, die voller Begeisterung ihren Fragebogen ausfüllen. Ein großer Spaß für alle krimierprobten Teilnehmer, zumal die Chefermittlerin zuvor Passagen aus den Werken von Jacques Berndorf und Ralf Kramp vorlas, in denen die Lösungen versteckt sind. Am Ende der Führung landet die Gruppe im „Kriminalhaus“, wo sich auch das „Café Sherlock“ befindet. Dieses urige Lokal verbindet auf reizvolle Art die typischen Merkmale eines englischen Pubs mit denen eines viktorianischen „Tearooms“.

Gleich nebenan prunkt Hillesheim mit dem Deutschen Krimi-Archiv, das an die 26000 Bände Krimiliteratur umfasst. Ein Dorado für Liebhaber spannender Lektüre, die hier nach Herzenslust schmökern können.

Gelegentlich trifft man im Rauchsalon des „Café Sherlock“ auf Jacques Berndorf. Während er sein Pfeifchen schmaucht, nippt er an einer Tasse Earl Grey, plaudert jovial mit den Gästen und schreibt auch gern eine Widmung in eines seiner Bücher. Sein neuester Eifel-Krimi heißt „Die Eifel-Connection“ und behandelt einen besonders brisanten Fall aus der knallharten Geschäftswelt, der natürlich den Journalisten und engagierten Ermittler Siggi Baumeister sofort auf den Plan ruft. Mehr wird hier nicht verraten.



Wie das düstere Haus des Norman Bates aus Hitchcocks „Psycho“: Das Krimihotel in der Vulkaneifelstadt Hillesheim am Eifel-Krimi-Wanderweg Bild: Archiv

Weitere ebenso spannende wie amüsante Krimi-Wandertouren warten auf jene, die ihren Aufenthalt in der Eifel voll auskosten wollen. Empfehlenswert ist die viereinhalbstündige Exkursion „zwischen malerischem Burgort, schaurigem Wasserfall und faszinierender Krimilandschaft“ unter der kundigen Führung von Ermittlerin „Klara Blick“, die in Kerpen ihren Anfang nimmt. Während einer Pause in einem Wald voll düsterer Tannen erklärt Klara – im bürgerlichen Leben Dorita Molter-Frensch –, dass die verschiedenen Krimitouren rund um das Jahr stattfinden. Die hartgesottenen Eifel-Ermittler verfolgen halt bei jedem Wetter verdächtige Spuren. Selbst im tiefsten Winter bei Eis und Schnee.

Uta Buhr

Mehr Informationen im Internet unter www.tatort-eifel.de

Baustudien am Stadtschloss

Vorsichtig hebt der Kran den 250 Kilogramm schweren Stein vom Lastwagen. Steinmetz Carlo Wloch, der die Arbeiten in der Spandauer Schlossbauhütte leitet, legt selber Hand an, bis der Brocken heil am Boden liegt. Sichtlich stolz präsentierte er das Prachtexemplar am 20. Dezember der Öffentlichkeit. Ein Wappenschild aus Sandstein wird das erste Schmuckelement für die Musterfassade. Die Schilde schmücken zukünftig 47 Fenster des Paradegeschosses der Südfassade.



Mit den Initialen Friedrichs III.: Wappenschild für Berlin Bild: S. F.

Wo 500 Jahre das Berliner Schloss stand, gähnt im Moment eine riesige leere Fläche. Einzig eine Musterfassade ragt einsam in den Berliner Himmel. Die Nachbildung stellt einen Ausschnitt der oberen Fensterachse über zwei Geschosse mit Hauptgesims und Balustrade dar. Hieran soll das Schmuckelement montiert werden, was sich an diesem Tag verzögert.

Die historisch präzise Fassadenrekonstruktion dient zur Überprüfung technischer Detaillösungen für die spätere Außenhaut des 30 Meter hohen Schlosses, die in der historisch korrekten Farbe cremig-gelb verputzt wird.

Die Wiedererrichtung des Hohenzollernschlosses in Berlin gilt als das größte Kulturprojekt Deutschlands in diesem Jahrhundert. Baubeginn des auf 590 Millionen Euro veranschlagten Neubaus soll im Sommer 2013 sein, die Fertigstellung ist für 2019 geplant. 80 Millionen Euro muss ein Förderverein aus Spenden für die Schlossfassade beisteuern.

Silvia Friedrich

Die Wiege der Nation wird Kulturhauptstadt 2012

Nach dem Sieg über die Mauren wurde Guimarães Hauptstadt Portugals – Jeder zweite Einwohner jünger als 30

Guimarães. Mit gut 52000 Einwohnern hat Guimarães im Norden Portugals einiges zu bieten: Eine mächtige, 1000 Jahre alte Burg, das Schloss der Herzöge von Braganca mit Rittersaal, antikem Porzellan und 39 Kaminen sowie eine lebendige, bunte Kulturszene.

In einer Seitengasse der Altstadt klingen schwere Hammerschläge aus einer rußgeschwärzten winzigen Werkstatt. Gaspar Pintu do Correira schmiedet das Wappen seiner Heimatstadt: Es zeigt Portugals ersten König Afonso Henriques, den Gründer der Nation. Der Schmied freut sich über den neuen Ehrentitel seiner Heimatstadt: Europäische Kulturhauptstadt 2012.

> Kein Neubau stört das Stadtbild

„Acqui nasceu Portugal“, "Hier wurde Portugal geboren" steht in haushohen weißen Buchstaben an den Resten der Stadtmauer von Guimarães. Die „Wiege der Nation“ thront auf einem Hügel über der Stadt: eine mächtige Festung aus dem 11. Jahrhundert mit einem 27 Meter hohen Bergfried. Nach seinem Sieg über die Mauren zwingt Afonso Henriques die spanische Krone 1143, die Unabhängigkeit seiner Grafschaft Portucale anzuerkennen. Die Burg wird Regierungssitz des neuen Staates.

Wäre Guimarães nicht Europäische Kulturhauptstadt, würde Pinto do Correira wie in all den anderen Jahren vor allem die Wappen beliebter Fußballvereine oder andere Dekorationsgegenstände schmieden. "Reich wird man damit nicht", erzählt der kräftige 67-Jährige. Portugal spart. Die neue Regierung hat dem Land ein gnadenloses Sparprogramm verordnet, die Mehrwertsteuer erhöht und die Gehälter im öffentlichen Dienst gekürzt. Viele Wohnungen in der Altstadt von Guimarães stehen zum Verkauf. Dabei geht es der Stadt verglichen mit dem restlichen Land noch relativ gut.

2001 hatten die Vereinten Nationen die komplette Altstadt in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen: zwei- und dreistöckige Fassaden aus Granitstein, oft mit filigranen steinernen Figuren oder Kacheln verziert, an denen hölzerne und schmiedeeiserne Balkone kleben; arkadengesäumte, gepflasterte Plätze, romanische und gotische Kirchen. Kein Neubau stört das Ambiente aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Autos müssen draußen bleiben: Die meisten Gassen sind zu schmal.

In den zahlreichen Altstadtbars, Straßencafés und Restaurants sitzen vor allem Einheimische. Die vielen kleinen Geschäfte, Tante-Emma-Läden und Konditoreien haben die Sanierung überstanden. Andenkenläden und Filialen großer Ketten gibt es kaum.

Auch dank der beiden Hochschulen zählt sich das Städtchen zu den jüngsten Gemeinden Europas. Jeder Zweite ist unter 30. Viele Absolventen der Kunsthochschule und der Musikakademie machen sich als Grafiker, Musiker oder Künstler selbstständig.

Fatinha zum Beispiel, eine feingliedrige, schlanke Frau Mitte 50, schlägt sich als Schauspielerin und Künstlerin durchs Leben. Ihre Mission: Sie will den Künstlern in der Stadt Gehör, Stimme und einen Markt verschaffen. Auf die Stadtverwaltung ist Fatinha nicht gut zu sprechen. „Die wissen gar nicht, was diese Stadt an Talenten hat“, schimpft sie.



Der zentrale Platz mit der Wiege der Stadt: der Largo da Oliveira, der „Ölbaumplatz“ – glorreiche Vergangenheit, alte Architektur und junges Künstlervolk Bild: Wikipedia/CTHOE

Fatinha hat auf dem beliebtesten Platz, dem Largo da Oliveira, einen kleinen Künstlermarkt organisiert. An drei, vier Tischen, die zwei Straßencafés den jungen Leuten überlassen haben, bieten sie selbstgemachten Schmuck an: mit bunten Federn dekorierte Ohrringe, Broschen und anderes Kunsthandwerk. Der Verkauf läuft schleppend. Trotz Erlaubnis des Bürgermeisters hätten Polizisten versucht, die jungen Leute zu verscheuchen. Schließlich durften sie doch bleiben.

> Alte Industriebauten für junge Kreative

So schnell gibt Fatinha nicht auf. Mit sieben Künstlern aus Guimarães hat sie den Verein Arteprenha gegründet, über den sich junge Künstler gemeinsam vermarkten. Sie organisieren Ausstellungen und Konzerte. Das Potenzial ist groß, vor allem in der Musik. Kaum eine Stadt dieser Größe hat so viele Sänger und Musikgruppen aller Richtungen.

Zum Proben und für den kreativen Austausch treffen sich viele junge Künstler im Circulo de Arte y Recreio, dem „Kreis für Kunst und Erholung“. In einem bald 200 Jahre alten, schon etwas baufälligen Bürgerhaus proben und spielen Bands.

Wie die meisten Künstler freut sich der Schlagzeuger Mario Goncalves, ein junger Mann mit gestutztem Bart und Piratentuch auf dem Kopf, auf das Kulturhauptstadtjahr, bleibt aber skeptisch: "Ich weiß auch nicht, was nach dem Kulturhauptstadtjahr von alldem bleiben wird."

„Sehr viel“, verspricht die städtische Kulturreferentin Francisca Abreu. Die Stadt werde 2013 eine andere sein. Tatsächlich wird überall in der Stadt gebaut, Plätze und Straßen werden saniert, in einer alten Fabrik entsteht das Kultur- und Architekturzentrum CAAA mit Ateliers, Werkstätten und Probenräumen. Investieren will Abreu „in die Menschen“, die in der Kulturhauptstadt "Fähigkeiten und Visionen für ihre Zukunft entwikkeln sollen". Schmied Gaspar Pintu do Correira will auch nach dem Kulturhauptstadtjahr weiterarbeiten, so lange „Gott und die Gesundheit“ ihn lassen. Einen Nachfolger hat er nicht. "Ich arbeite hier noch richtig mit den Händen", sagt er und zeigt seine Pranken, „nicht wie ihr alle nur am Computer.“

Robert B. Fishman



Auch mal was lassen

Ratgeber zum Stressabbau

Immer mehr Menschen werden von akuten Erschöpfungserscheinungen heimgesucht. Wir leiden unter der Tyrannei der Selbstoptimierung. Die promovierte Philosophin Svenja Flaßpöhler hat hierzu ein kluges und mit leichter Hand geschriebenes Buch verfasst. Die Botschaft ist so klar wie befreiend: Wir sollten wieder mehr lassen als tun. Doch der Akt der Befreiung ist schwierig, gilt doch die Arbeitssucht neben der Sportsucht als die einzige gesellschaftlich anerkannte, ja sogar geforderte und geförderte Sucht. Während man die Drogenabhängigen, Alkoholiker und Kettenraucher oft an den Rand der Gesellschaft schiebt, lenken die Arbeitssüchtigen sogar weltweit operierende Unternehmen oder ganze Staaten.

Angesichts dieser Arbeitsüberlastung fällt uns das Genießen zusehends schwerer. Den Weg zur Freiheit oder zumindest zu etwas mehr Freiheit in unserem Leben umschreibt die Autorin mit folgenden Worten: „Nur wenn wir nicht jede Herausforderung reflexhaft annehmen, nicht jede Möglichkeit zwanghaft nutzen, nur weil es sich um eine Möglichkeit handelt, sind wir wirklich frei. Es ist dies die Freiheit des Auslassens, des Einlassens und Seinlassens, die Freiheit des Nicht(s)tuns, des Ablassens, Gelassenseins und Loslassens. Erst wenn wir bereit sind, der Aktivität die Passivität an die Seite zu stellen, können wir die Gesellschaft, in der wir leben, und auch uns selbst verwandeln. An die Stelle von Entsagung und Exzessivität träte ein Genuss, der uns zum Funkeln bringt.“

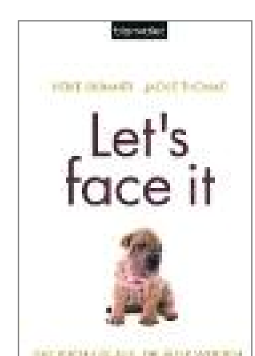
Doch auch der Genuss ist uns zur Arbeit entartet. Dies zeigt sich beispielsweise in unserer schönen Bio-Wellness-Welt in den gehobenen Stadtvierteln. Flaßpöhler macht dies anhand des Werbeslogans „Dinkel macht glücklich“ deutlich. Dinkel ist gesund. Aber schmeckt er auch? „Diese Frage stellt sich die gesundheitsbewusste Genießerin nicht und beißt stattdessen entschlossen in die Dinkelerdbeerschnitte, ein Kuchen, der den Namen Sandkuchen endlich einmal verdient hätte, denn er ist so trocken wie die Sahara und lässt sich nur mit einer Tasse Yogi-Tee herunterbekommen, die praktischerweise am selben Stand verkauft wird“, so die Autorin, die als freie Autorin für das Magazin „Psychologie Heute“ und das Deutschlandradio tätig ist.

Informationsflut lässt Überblick verlieren

Nun hat es Druck und Stress in der Arbeitswelt schon immer gegeben. Manchem, der heute an einem Burnout-Syndrom leidet, mag vielleicht der eine oder andere vorwerfen, er sei larmoyant, schließlich sei früher länger und zumindest sonnabends noch gearbeitet worden. Doch unzweifelhaft haben Smartphones für Arbeitnehmer und das Internet gravierende Veränderungen bewirkt. Es gelingt uns aufgrund der täglichen Mailflut immer weniger, vertiefend und damit befriedigend zu arbeiten. Immer bleibt etwas liegen, Mails müssen noch beantwortet werden, zwanghaft verausgaben wir uns heute im Netz, sammeln, kommunizieren, saugen auf, „bis sich das Denken vollends verflüchtigt hat in den unendlichen Weiten des Cyberspace“.

Flaßpöhlers kluges Buch endet mit einem „Lob des Lassens“. Wir sind unserem Schicksal nicht zwanghaft ausgeliefert und dazu verdammt, in der täglichen Mailflut zu ertrinken. Unsere Lebens- und Arbeitsbedingungen sind für weite Teile zumindest der deutschen Bevölkerung so gut wie noch nie. Warum sollten wir unser Dasein daher nicht etwas weniger angestrengt angehen und einfach mal Dinge lassen, die nicht unbedingt erledigt werden müssen. *Ansgar Lange*

***Svenja Flaßpöhler: „Wir Genussarbeiter. Über Freiheit und Zwang in der Leistungsgesellschaft“** DVA, München 2011, 208 Seiten, 17,99 Euro*



Glücklich Altern?

Unterhaltsame Verherrlichung der reifen Lebensjahre

„Es ist schlimm, wenn man alt wird, aber schlimmer ist es, man wird es nicht!“, reimte einst der Schauspieler und Humorist Heinz Erhardt. Dass das Älterwerden heutzutage gar nicht so schlimm ist, wollen Heike Blümner und Jackie Thomae in ihrem Buch „Let's face it“ (frei übersetzt: Sehen wir der Sache ins Gesicht) beweisen. Blümner, ebenfalls Jahrgang 1972, ist Journalistin und dreht Dokumentarfilme. Thomae, Jahrgang 1972, arbeitet als Journalistin und Fernsehautorin. Vor ihrer Midlifecrisis haben die beiden Frauen beschlossen, ein Sachbuch zu schreiben, das sich weder als „Ratgeber“ noch als „augenzwinkernder Tröster“ versteht. Mit Wissenschaftlern, Gefängnistherapeuten und Pathologen, aber auch mit Kindern, Hippie-Aussteigern und einem Weinkenner sprachen sie über Themen wie Jugend und Erwachsenwerden, sich jung und alt fühlen, körperliche Veränderungen und Schönheitsoperationen, Zeitgefühl, ewiges Leben und Sterben.

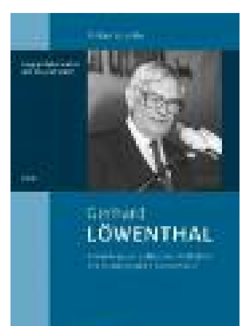
Die Autorinnen stellen verschiedene Strategien im Umgang mit dem Altern vor. Im Kapitel „Successful Aging“ geht es darum, bei bestmöglicher Gesundheit gelassen alt zu werden. In der Schweiz oder in Skandinavien haben sich Ärzte längst auf Krankheiten älterer Menschen spezialisiert und passen Behandlungen und Medikamente deren Bedürfnissen an. Gerontologie nennt sich dieser medizinische Zweig, der in Deutschland noch in den Kinderschuhen steckt. Das „Ending Aging“ versucht hingegen, den Alterungsprozess aufzuhalten. Der Biologe Aubrey de Grey etwa betrachtet das Altern als unerwünschten Verfalls- und Abnutzungsprozess, den es zu stoppen gilt wie eine schlimme Krankheit. Laut de Grey würden die Menschen ewig leben wollen, wenn sie nicht irgendwann der Körper im Stich ließe. Allerdings reflektiert er nicht die Konsequenzen, die sich daraus ergeben würden, wie die Rente mit 150, Überbevölkerung, Apathie und Chaos.

Iris Berben als Beispiel für eine »glückliche Alte« befragt

Wie ein roter Faden zieht sich die Auffassung durch, das Älterwerden habe durchaus positive Seiten. Jugendliche und Mitzwanziger fühlten sich oft unwohl in ihrer Haut, weil sie noch auf der Suche seien, viele Zusammenhänge nicht verstünden und Komplexe wegen ihres Aussehens hätten. Leute, die jung bleiben wollen, meinen damit meistens ein jugendliches Äußeres und körperliche Fitness. Keinesfalls möchten sie ihre Lebenserfahrung aufgeben. Die Grenzen zwischen den Generationen verwischen, wenn sich Eltern wie ihre Kinder und umgekehrt kleiden. Während die Großen mit Fleecemützen und Rucksäcken sich wie für einen Schulausflug zurechtmachen, laufen die Kleinen in Röhrenjeans und Marken-T-Shirts herum. Auch der Musik- und Filmgeschmack überschneidet sich. Im Zuge des gesellschaftlichen Wandels sind die Grabenkämpfe zwischen Eltern und Kindern einem harmonischen, antiautoritären Verhältnis gewichen.

Prominente aus Politik und Unterhaltungsindustrie kommen zu Wort, unter anderen Andrea Nahles und Claudio Roth, Iris Berben, Stefanie Hertel und Schorsch Kamerun. Sängerin Inga Humpe erklärt, warum das Alter ihr egal sei, und Entertainer Rocko Schamoni behauptet, immer weiser zu werden und jeweils den zu hassen, der man vor zehn Jahren war. Die Stellungnahmen der Interviewpartner bewegen sich häufig an der Grenze zur Banalität, klingen aber nie zynisch. Im Gegensatz zu anderen abfällig-humoristischen Büchern auf dem Markt wie „Wenn Happy und Birthday getrennte Wege gehen“, lautet die Botschaft an den Leser, den Mut für Entscheidungen und Veränderungen aufzubringen, sich besondere Momente zu schaffen und am Ende nichts zu bereuen. Ein lustiges und kluges Buch, dem es manchmal an Tiefgang fehlt. *Sophia E. Gerber*

***Heike Blümner, Jackie Thomae: „Let's face it. Das Buch für alle, die älter werden“**, Blanvalet, München 2011, geb., 384 Seiten, 19,99 Euro*



Verfechter der Menschenrechte

Aufschlussreiche Biografie über den Journalisten Gerhard Löwenthal

Wer als Bundesdeutscher die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bewusst miterlebt hat, kennt den Namen Gerhard Löwenthal. Er ist ein fester Begriff. Als Leiter des ZDF-Magazins von 1969 bis 1987 war er für die einen der „kalte Krieger“, für die anderen die Verkörperung der wehrhaften Demokratie in ihrem Kampf gegen den Sowjetimperialismus. Nach der friedlichen Revolution hat man auch beim ZDF eingesehen, dass man die Wirklichkeit des Ostblocks recht unzulänglich wahrgenommen hatte. Dem unbeirrbaren Einzelkämpfer Löwenthal blieb jedoch seitens des Hauses die Anerkennung versagt. Daher war eine ausführliche Biografie überfällig, die nun Stefan Winckler in jahrelanger solider Arbeit geschaffen hat. Trotz geistiger Verwandtschaft mit Löwenthal finden sich nirgendwo Spuren hagiografischer Verehrung. Jede Behauptung wird tunlichst exakt belegt. Das Opus ist wohl gelungen und lädt zum Lesen ein. Nur das Fehlen eines Personenregisters ist zu beklagen.

Wincklers Werk fußt auf Löwenthals Autobiografie, die aber schon vor 25 Jahren erschienen ist. Ihr Titel lautet: „Ich bin geblieben.“ Hat er nicht einen Wandel durchgemacht, gleichsam von Willy Brandt zu Franz Josef Strauß? In seinen Augen war es die SPD, deren Ostpolitik immer mehr den Wünschen der totalitären Weltmacht entgegenkam, sei es durch Aufwertung der DDR, sei es durch Verzichtsleistungen.

Wincklers Werk gliedert sich in fünf Teile. Auf die Löwenthal-Biografie folgt die Schilderung seines politischen Engagements im Fernsehen und außerhalb. Wie war die Reaktion auf seine journalistische Arbeit? Des weiteren wird Löwenthals Weltanschauung anschaulich ins Gedächtnis gerufen und seine Einbindung ins konservative Spektrum der Bundesrepublik konkretisiert. Auch seine Erinnerungen an das, was er als Jude unter Hitler in Berlin erlebt hat, „dass Tausende von Berlinern dem Gebot der Menschlichkeit auch unter schwierigen Verhältnissen folgten und halfen, wo es ging“, sind aufschlussreich.

Für die DDR war er der Staatsfeind Nr. 1

Nach dem Kriege führten ihn glückliche Umstände in die Redaktion des amerikanischen Senders Rias Berlin und schließlich zum ZDF. Dort war er für das ZDF-Magazin zuständig, das sich mit nahezu allen politischen Themen befasste. So rügte er am 7. Januar 1970 als „katastrophal“ Willy Brandts Ausspruch, er „habe aufgehört, über die deutsche Wiedervereinigung zu sprechen“.

Derlei Sendungen machen es verständlich, dass Löwenthal in der DDR als Staatsfeind Nr. 1 bezeichnet wurde und dass er in der Bundesrepublik zu den am meisten gefährdeten Persönlichkeiten zählte. Dennoch war Löwenthal voll des Eifers für die Sache der Freiheit und begnügte sich nicht mit der engagierten Wahrnehmung seiner beruflichen Pflichten. So war er 1972 Gründungsmitglied der Gesellschaft für Menschenrechte (heute Internationale Gesellschaft für Menschenrechte), eines Vereins, der sich vor allem den politischen Gefangenen in der DDR widmete und heute insbesondere verfolgten Christen hilft.

In einer an Vorbildern armen Welt kann die Beschäftigung mit Gerhard Löwenthal ein Ansporn sein, die eigenen Kräfte den vorrangigen Verfassungswerten dienstbar zu machen. *Konrad Löw*

***Stefan Winckler: „Gerhard Löwenthal. Ein Beitrag zur politischen Publizistik der Bundesrepublik Deutschland“**, be.bra wissenschaft verlag, Berlin-Brandenburg 2011, 406 Seiten, 46 Euro*

Vom vermeintlichen Paradies ausgeschlossen

Geschichte einer Flucht vor der Militärdiktatur: Junger Mann aus Eritrea wagt die Fahrt übers Mittelmeer nach Europa

Gerade in den ersten Monaten des auslaufenden Jahres erreichten wieder viele Boote mit Afrikanern die südlichen Küsten Europas. Sie erhoffen sich nach der gefährlichen Reise und Flucht aus ihrer Heimat einen Neuanfang in Europa, doch keiner in Europa will sie. In „Hoffnung im Herzen, Freiheit im Sinn. Vier Jahre auf der Flucht nach Deutschland“ sind die Erlebnisse von Zekarias Kebraeb nachzulesen, der sich von Eritrea auf den Weg gen Norden machte.

Die Gründe, warum er seine Heimat verließ, sind durchaus nachvollziehbar: „Ich war 16 Jahre alt, die grünen Militärbusse standen vor den Türen der ehemals katholischen Klosterschule, die ich besuchte, um uns am letzten Schultag direkt vom Abitur weg ins Militärlager Sawa zu holen. Der Krieg von 1998 war vorbei, aber die Angst vor dem Feind noch lange nicht. Im Gegenteil, unter den grausamen Eindrücken von Zerstörung, Hunger und Tod sah das Regime seine Macht von allen Seiten bedroht und hatte sich innerhalb kürzester Zeit in eine hysterische Militärdiktatur verwandelt. An Gesetz und Verfassung, die das Volk forderte, dachte niemand mehr, stattdessen wurde die lebenslange Militärpflicht für Mädchen und Jungen eingeführt, die, wenn man Glück hatte, später in einen Zivildienst umgewandelt wurde. Wer andere Träume hatte – Pech gehabt.“

Einer von vielen auf Suche nach Wohlstand

Zekarias Kebraeb hatte jedoch andere Träume. Er träumte von dem Paradies Europa, von dem er dachte, dass das Geld dort an den Hauswänden wachsen würde und niemand hungern müsse oder krank werde. Auf den folgenden 250 Seiten wird sich der Leser noch das ein oder andere Mal fragen, ob Zekarias Kebraeb auch aus seiner Heimat geflohen wäre, wenn er gewusst hätte, dass Europa alles andere als ein Paradies ist und auch hier die Menschen hart für ein gutes Leben arbeiten und kämpfen müssen.

Da Zekarias Kebraeb seine Zukunft nicht beim Militär sah und sich in das vermeintliche Paradies Europa wünschte, um sich selbst zu verwirklichen, wagte er die gefährliche Flucht nach Italien. Unmenschliche Mühen, Hunger, Durst und Elend nahm der gerade mal 17 Jahre alte Junge auf dem Weg durch den afrikanischen Busch, durch die Sahara und übers Mittelmeer auf sich, um diesen Traum zu verwirklichen.

Was folgte, war jedoch eine äußerst harte Landung auf dem Boden der Tatsachen. Zekarias Kebraeb floh aus dem Aufnahmelager in Italien in die Schweiz. Doch auch dort war die Lage nicht viel rosiger. „Tage später werde ich in einem Polizeibus mit getönten Scheiben in ein Asylbewerberheim nach Sankt Gallen verfrachtet. Mein größter Zeitvertreib dort ist es, den Schneeflocken vor dem Fenster zuzusehen. ... Im Lager ist es unerträglich. Den lieben langen Tag bei Neonlicht im Vierzigerzimmer auf dem Bett herumgammeln, fernsehen, verkochte Kantinenkartoffeln ... Soziale Kompetenz ist wahrhaftig gefragt, wenn man sich mit so vielen Menschen, von deren Sprache man nicht den kleinsten Schimmer hat, ein paar Quadratmeter unter Tage und einen Fernseher teilt. Wer die Fernbedienung besitzt, ist Tagessieger und entscheidet, ob Fußball, Pornos oder Big Brother, das sowieso keiner versteht, geguckt werden.“

Kein Land in Europa wollte ihn aufnehmen

Zekarias Kebraeb gelang erneut die Flucht. Er landete in Deutschland. Dieses Mal jedoch war es keine Flucht vor einer Militärdiktatur, sondern die Flucht vor der Mutlosigkeit, der Verzweiflung über die Willkür der Behörden, durch die zähen Abläufe bei Asylantragsverfahren, die Flucht davor zu vergessen, weshalb er aus seiner Heimat geflohen war.

Viele Fragen wirft dieses Buch beim Leser auf, viele Gefühle werden ihn bewegen. Müssen wir nicht Menschen wie Zekarias helfen? Allerdings darf man sich nicht vom Mitleid hinreißen lassen, denn es gibt schließlich viele wie Zekarias und wir können und wollen auch gar nicht alle aufnehmen. Und was passiert, wenn alle Afrikaner wie Zekarias aus ihrer Heimat fliehen, statt zu versuchen, sich zusammenzuschließen und gegen bestehende Regime zu rebellieren? *Vanessa Ney*

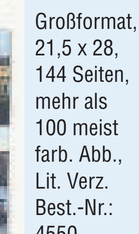
***Zekarias Kebraeb, aufgeschrieben von Marianne Moesle: „Hoffnung im Herzen, Freiheit im Sinn. Vier Jahre auf der Flucht nach Deutschland“**, Bastei Lübbe, Köln 2011, broschiert, 368 Seiten, 8,99 Euro*

Faszination Ermland und Masuren, Kalender

Mit 13 eindrucksvollen Farbfotos im Großformat der Natur in Ermland und Masuren.
Format: 42 x 30,7 cm (im Querformat),
Metall Wire-O-Bindung mit Öse zum Aufhängen.
Bildunterschriften mit technischen (fotografischen) Angaben
Best.-Nr.: 7143

€ 14,90

Eckardt Opitz
Die Bismarcks in Friedrichsruh



Im Jahre 1871 schenkte Kaiser Wilhelm I. dem ersten deutschen Reichskanzler, Otto von Bismarck, den Sachsenwald für seine Verdienste bei der Gründung des Deutschen Reiches. Seither ist das idyllisch gelegene Friedrichsruh inmitten des Sachsenwaldes der Stammsitz der Grafen und Fürsten von Bismarck-Schönhausen. Ein herrlicher Bildband über die Familie von Bismarck, über Friedrichruh und den Sachsenwald.

Großformat, 21,5 x 28, 144 Seiten, mehr als 100 meist farb. Abb., Lit. Verz.
Best.-Nr.: 4550

statt € 24,80 nur noch € 14,95

Elch, großes Standbild

Wunderschöne Darstellung, gehend im Winterfell
Metallguß, bronziert, auf Metallplinthe,
Höhe 21 cm,
Breite: 28 cm,
Gewicht: 2,7 kg
Best.-Nr.: 4013



Angebot solange der Vorrat reicht!

statt € 149,95 nur noch € 129,95



Streng limitierte Auflage, nur 500 Stück! Speziell für Leser der

Albrecht von Preußen
Der Gerechte lebt aus dem Glauben





- Spezifikation: **Feinsilber 999, polierte Platte**
- Durchmesser: **35 mm**
- Gewicht: **15 Gramm reines Silber**
- Verpackung: **Repräsentatives Etui**
  Medaille ist durch eine Klarsichtkapsel geschützt
  Best.-Nr.: 7139

Feinsilber 999

Preis: € 49,90

Nur über den Preußischen Mediendienst zubeziehen!

PMD Preußischer Mediendienst

lesensWERT!

Die Buchempfehlung des Preußischen Mediendienstes!

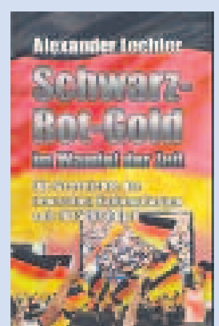
Der Preußische Mediendienst wünscht Ihnen ein gesundes neues Jahr!

Oliver Rieckmann empfiehlt...

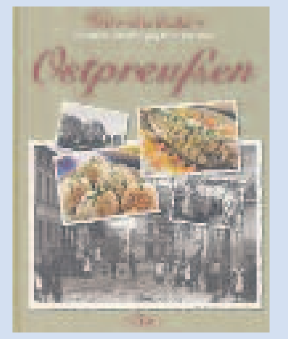
Harald Saul
Noch mehr Familienrezepte aus Ostpreußen
Geschichten, Personen und Rezepte einer unvergessenen Zeit
Nach dem großen Erfolg des ersten Bandes hat Harald Saul wieder in ganz Deutschland Menschen ostpreußischer Herkunft aufgesucht und zu ihrer Lebensgeschichte und ihren Familienrezepten befragt. Seine kulinarische Entdeckungsreise führt ihn dieses Mal vor allem durch das Memelland, aber auch durch Masuren, durch Königsberg, Schloßberg/Pilkallen, Tilsit, Groß Weide bei Marienwerder und das untergegangene Reuschenfeld. Memelner Kartoffeln mit Füllung, Tilsiter Kirschwaffeln, Quark-Piroggen, Schustertunke, Schmandschinken, Königsberger Marzipan: Viele werden die Küche ihrer Kindheit in den Rezepten wieder finden. Die dazugehörigen Geschichten sind zwar geprägt von Krieg und Vertreibung, zeugen aber auch von ostpreußischer Gastfreundschaft und Herzlichkeit, von Gemeinschaft und Familiensinn. So ist ein einzigartiges Buch entstanden, in dem ein wertvoller Erinnerungsschatz vor dem Vergessen bewahrt und gleichzeitig das alte Ostpreußen wieder lebendig wird.

Geb., 119 Seiten mit Abb.
Best-Nr.: 7146

€ 14,90



Alexander Lechler:
Schwarz-Rot-Gold im Wandel der Zeit
Die Geschichte der deutschen Nationalfarben seit 1815 bis heute
Kart., 80 Seiten
Best.-Nr.: 7161, € 7,90



War das lecker! Unsere Lieblingsgerichte aus Ostpreußen
Geb., 144 S. m. zahlreichen meist farbigen Fotos
Best.-Nr.: 7156, € 7,99



Doennigs Kochbuch
Der Küchen- Klassiker aus Ostpreußen mit mehr als 1500 Rezepten
Geb., 632 Seiten
Best.-Nr.: 1354, € 19,95

Ostpreußen-Provinz-Schirmmütze

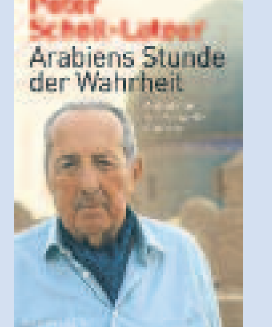


Ostpreußen-Provinz-Schirmmütze
Best.-Nr.: 7105



Mütze in verstellbarer Einheitsgröße mit gesticktem Wappen





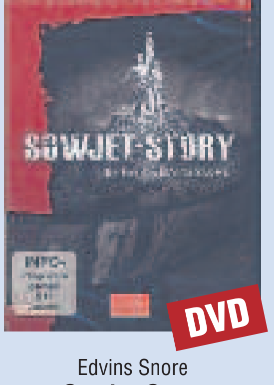
Peter Scholl-Latour
Arabiens Stunde der Wahrheit
Aufruhr an der Schwelle Europas
Geb., 380 S.,
Best.-Nr.: 7160, € 24,99



Heinz Schön
Königsberger Schicksalsjahre
Der Untergang der Hauptstadt Ostpreußens 1944–1945.
Geb., 352 S., davon 32 S. s/w-Abbildungen im Großformat.
Best.-Nr.: 7159, € 25,95



Agnes Miegel
Ostpreußen – Es war ein Land...
Gedichte, Balladen und Lieder der ostpreußischen Heimat
Agnes Miegel trägt ihre Gedichte vor
Laufzeit: 32 Minuten
Best.-Nr.: 1056, € 12,95



Edvins Snore
Sowjet-Story
Der dunkelrote Albtraum des Terrors
Laufzeit: ca. 86 Minuten
Best.-Nr.: 7136, € 19,95



Alfred de Zayas:
Verbrechen an Deutschen
Deportation, Zwangsaussiedlung u. ethnische Säuberung
Laufzeit: ca. 92 Min.
Best.-Nr.: 7129, € 9,95

Sonderangebote: nur gültig solange der Vorrat reicht!



statt € 6,90 nur noch € 3,95

Herbert Martin Taday
Unbeschwerte Kindertage in Masuren
Ferienerinnerungen an die Kruttina
Kart., 94 Seiten, Best.-Nr.: 5260

Walter Piel
Von Masuren ins Ruhrgebiet
Ein Psychologieprofessor erinnert sich Erinnerungen an glückliche Kindheits- und Jugendjahre in Masuren abgerundet mit historischen Exkursionen und Familiengeschichtlichem
Kart., 203 Seiten
Best.-Nr.: 4967



statt € 12,00 nur noch € 8,95

statt € 6,40 nur noch € 3,95

Wolfgang Lehnert
Die Russen kamen und blieben
Erlebnisse eines ostpreußischen Jungen bei Königsberg in den Jahren 1944 bis 1948
Kart., 64 Seiten, Best.-Nr.: 6588



statt € 7,40 nur noch € 3,95

Eva Pultke-Sradnick
Ein Stück Bernstein in meiner Hand
Geschichten aus Ostpreußen
Kart., 112 Seiten
Best.-Nr.: 6968



statt € 19,00 nur noch € 12,95

Siegfried Henning
Krieg frisst Heimat auf
Lebenserinnerungen eines Ostpreußen, Kartoniert, 416 Seiten mit einigen schwarz-weiß Abbildungen
Best.-Nr.: 3372

Manschettenknöpfe-Preußenadler



Der Preußenadler auf weißem Hintergrund, silbern umrandet, Oberfläche emailliert, Durchmesser= 20mm.
Die Lieferung erfolgt in einem hochwertigen Geschenkkarton
Best.-Nr.: 6782, € 24,95



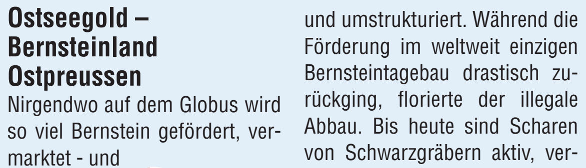
Preußen-Krawatte
schwarz-weiß gestreifte Krawatte mit dem eingewebten Preußenadler auf den weißen Streifen
Material: 100% Seide
Best.-Nr.: 7117, € 29,95

Luise Wolfram
Land der dunklen Wälder und kristallnen Seen
Streifzüge durch Ostpreußen
Eine Bilderreise durch Ostpreußen
Ostpreußen ist Luise Wolfram ans Herz gewachsen. Nach längeren Aufenthalten in Königsberg/Kaliningrad und vielen Reisen in die Region kennt sie die schönsten Schauplätze dieser unvergleichlichen Landschaft, die heute zu Polen, Russland und Litauen gehört. Und sie kennt die Fragen, die angesichts der wechselvollen Geschichte des Landes gestellt werden.
Erstklassige Naturaufnahmen und die teilweise von Luise Wolfram selbst verfassten Texte vermitteln das eindrucksvolle Bild einer faszinierenden Landschaft mit den für sie typischen Störchen, Seen und alten Ordensburgen.



Geb., 32 Seiten, mit zahlr. Farbfotos
Format: 16 x 15 cm
Best.-Nr.: 6626

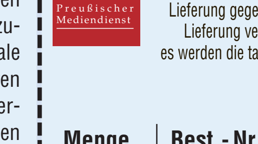
statt € 7,95 nur noch € 4,95



Ostseegold – Bernsteinland Ostpreussen
Nirgendwo auf dem Globus wird so viel Bernstein gefördert, vermarktet - und geschmuggelt - wie an der Küste des Samlands. Jantarnyj, das frühere Palmnicken, ist das Zentrum der Bernsteinindustrie. Nach dem Untergang der UdSSR begann ein langjähriges Tauziehen um das Bernsteinkombinat von Jantarnyj. Es wurde mehrfach privatisiert, dann erneut verstaatlicht und umstrukturiert. Während die Förderung im weltweit einzigen Bernsteintagebau drastisch zurückging, florierte der illegale Abbau. Bis heute sind Scharen von Schwarzgräbern aktiv, versorgen den Schwarzmarkt mit Nachschub.

CD

Laufzeit: 79 Minuten
Best.-Nr.: 7133, € 9,95



Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Mottelerstraße 7 · 04155 Leipzig · Tel. (03 41) 6 04 97 11 · Fax (03 41) 6 04 97 12
Lieferung gegen Rechnung. Achtung! Die Versandkostenpauschale beträgt nur € 3.50*, ab einem Bestellwert von € 80.00 ist die Lieferung versandkostenfrei *nur gültig bei Versand innerhalb Deutschland ohne Inseln. Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und CDs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

52/11

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

MELDUNGEN

Freie Wähler gegen Sarrazin

München – Die „Freien Wähler“ schießen gegen Thilo Sarrazin. Auf die Frage, ob eine Mitarbeit von Euro-Kritiker Hans-Olaf Henkel bei seiner Partei nicht eine Zusammenarbeit mit der SPD erschweren könnte, meinte der Bundeschef der „Freien Wähler“, Hubert Aiwanger, im „Focus“: „Eher könnten wir sagen, wir überlegen uns die Zusammenarbeit mit der SPD, da bei denen Sarrazin Mitglied ist.“ *H.H.*

Deutsche zuversichtlich

Hamburg – Die Deutschen blikken laut den Erkenntnissen des Zukunftsforschers Horst Opaschowski trotz Krisennachrichten optimistisch ins kommende Jahr. 68 Prozent seien „geradezu optimistisch“. Die Zuversicht habe aber nichts mit der Politik zu tun, so Opaschowski. Zwei Drittel erwarteten ein Zunehmen der Politikverdrossenheit, was der Forscher offenbar auch als Gradmesser für die Haltung der Befragten ansieht. Die Politiker reagierten nur noch, so der Eindruck. *H.H.*

ZUR PERSON

Patriotische Tat

An dieser Stelle soll hier zum Jahresende ein Mann aus dem Volk gelobt werden, der, weil ihn die Lage seines Landes bedrückte, die Initiative ergriff und auch etwas bewirkte. Ob er mit seiner Tat nicht Tausende Landsleute um ihr Geld gebracht hat, wird die Zeit zeigen, doch ohne Zweifel ist dieser Mann ein Patriot.

Giuliano Melani ist Italiener und lebt in dem 25 000 Einwohner zählenden Städtchen Quarrata in der Toskana. Der selbstständige Unternehmer mit 15 Angestellten macht sich schon lange Sorgen um die Zukunft seines mit fast zwei Billionen Euro verschuldeten Landes, das für das geliehene Geld immer höhere Zinsen zahlen muss. Erst hatte er überlegt, selbst eine Partei zu gründen, doch schnell räumte er diesem Plan keine Chance ein. Dann, im Oktober, hatte er plötzlich eine fixe Idee, die er auch seinen Freunden erzählte, doch daran, dass er das Geplante auch wirklich umsetzt, glaubte keiner, bis sie am 4. November die größte italienische Tageszeitung aufschlugen und dort eine ganzseitige Anzeige von Melani sahen. Darin rief er die insgesamt über 8,5 Billionen Euro Privatvermögen verfügenden Italiener dazu auf, Staatsanleihen zu kaufen, um so den Druck der Finanzmärkte auf Italien zu lockern. „Glaubt mir, niemand von Euch ist daran unschuldig“, sprach er seine Landsleute auf den Staatsschuldenberg an und hatte Erfolg. Inzwischen gab es zwei Staatsanleihentage, an denen die Bürger über acht Milliarden Euro Staatsanleihen kauften. Prominente machten bei der Aktion mit und Banken verzichteten an diesen Tagen auf ihre Order-Gebühren. Melani, den die Anzeige 20 000 Euro gekostet hatte, kaufte auch für 20 000 Euro Staatsanleihen. Da ungewiss ist, ob der Staat das Geld zurückzahlen kann, ist dies eine patriotische Tat. *Bel*





Zeichnung: Mohr

Die Flüstermaschine

Warum sich Gabriel so um den Präsidenten sorgt, wie Wulff sich artig zeigt, und wie in Schweden das falsche Bewusstsein überlebte / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Übertreibt er da nicht ein wenig? Ein Rücktritt von Bundespräsident Christian Wulff könne fast eine Staatskrise auslösen, raunt Sigmar Gabriel. Na ja, da hatten wir schon Schlimmeres, ohne dass der Staat ins Wanken kam.

Das weiß auch Gabriel, da sind wir sicher. Genau das ist es aber, was seinen Vorstoß so ungemein nobel erscheinen lässt. Glänzend steht er da, der SPD-Chef, als gnädiger Sündenvergeber pünktlich zum Weihnachtsfest, und als Staatsmann durch und durch, dem das Ansehen der Republik mehr bedeutet als die Möglichkeit, kleinlich auf den Präsidenten einzuhacken, der von der anderen Seite kam. Dabei hatten wir den Gabriel bislang eher als linkischen Taktierer und hemmungslosen Polemiker gesehen. Da haben wir uns wohl getäuscht.

Oder auch nicht: Denn solange Wulff im Amt bleibt, kann sich der SPD-Vorsitzende an jeder weiteren Enthüllung aufs Neue erfreuen. Nicht nur das: Sollte Wulff schlussendlich doch noch abtreten, entgeht der Sozialdemokrat überdies dem Vorwurf, den Präsidenten aus dem Amt gejagt zu haben. Solche „Königsmörder“ mögen wir Deutsche nämlich nicht sonderlich.

Das ist das deutsche Paradox: Erst schießen wir uns ein auf eine Führungsperson. Tritt sie dann unter unserem Feuer aber wirklich ab, packt uns sofort das schlechte Gewissen. Wie damals beim König von Sachsen, als die „Revolutionäre“ wie die begossenen Pudel dastanden, als der von ihnen weggeekelte Monarch sie mit ihrem „Dreck alleene“ ließ.

Der schlaue Gabriel muss nun das Mitleid der Deutschen mit einem gestrauchelten Wulff nicht mehr fürchten. Auch braucht er sich nicht mehr zu sorgen, dass man ihm „Beschädigung des höchsten Amtes“ vorhält. Der SPD-Chef muss nur an seine warmen Worte zu Weihnachten erinnern, und schon ist er fein raus. Das gibt ihm die Möglichkeit, auf jede kleinste Verfehlung im privaten Finanzgebaren seines niedersächsischen Landsmannes im Bellevue umso schäumender einzudreschen. Und wenn Wulff alle Schläge übersteht? Auch gut: Dann muss sich Kanzlerin Merkel jahrelang mit einem ramponierten Staatsoberhaupt herumquälen.

So ein angeschlagener Wulff wird sich noch viel eifriger bemühen, links von der Mitte Beifall einzufahren, denn er weiß, dass er die Nachsicht aller Beteiligten benötigt. Einen Vorgeschmack darauf, wie wir uns das konkret vorstellen dürfen, gab er uns mit seiner Weihnachtsansprache.

Für die politische Linke mit der SPD im Zentrum und den Grünen vorneweg ist es strategisch entscheidend, dass jeder einsieht: Der Feind steht rechts, die Moral steht links, diese linksgrüne Doktrin ist nicht mehr verhandelbar. Wer ihr widerspricht, hat nicht etwa bloß eine „andere Meinung“, wie man das früher genannt hätte. Nein, er ist unanständig.

> Der Feind steht rechts, die Moral ist links. Das hat man auch im Bellevue begriffen

Wulff hat verstanden: Geradezu goldig bemühte sich der Präsident in seiner Ansprache um Einlass in jene linksgrüne Zone der einzig Anständigen. Als er gegen Extremismus wetterte, meinte er offenkundig allein den Rechtsextremismus. Dann erzählte er voller Inbrunst, wie er seinen dreieinhalbjährigen Sohnemann bei der Gute-Nacht-Lektüre politisch korrekt erleuchtet, indem er ihm aus dem Buch „Irgendwie anders“ vorliest: „Er schläft dann selig ein, weil er weiß, es ist gut, dass wir alle verschieden sind. Wir können gar nicht früh genug begreifen, wie dumm und schädlich Ausgrenzung oder gedankenlose Vorurteile sind.“

Was für ein Bild: Das deutsche Staatsoberhaupt als Aldous Huxleys Flüstermaschine. Huxley ist der Autor des berühmten Romans „Schöne Neue Welt“ von 1932. Darin beschreibt der Brite, wie die Kleinkinder in ferner Zukunft von Flüstermaschinen im Schlaf zu einsichtigen Bürgern im Sinne ihrer politischen Führung erzogen werden. Später hindern sie Konsum, Sex und Drogen daran, die friedliche, stabile und harmonische Ordnung ihrer „schönen Welt“ in Frage zu stellen. Maschinen? Grässliche Vorstellung, das hat mich damals beim Lesen des Buches ziemlich erschreckt. Endlich kann ich aufatmen: Die Apparate benötigen wir gar nicht, das besorgen bei uns die Eltern. Wie viel menschlicher ist die Zukunft doch geworden, als sie sich der apokalyptische Autor dereinst vorgestellt hat.

Eingeflüstert wird heutzutage nicht bloß den Kleinkindern. Das Gewisper begleitet uns das ganze Leben hindurch. So vergaß auch der Bundespräsident nicht, uns an Weihnachten daran zu erinnern, dass wir unseren Wohlstand Europa verdanken. Auch das muss täglich wiederholt werden. Sonst kommen die Deutschen irgendwann auf die Idee, ihren Vorteil durch Europa (also die EU) anhand kalter Kosten-Nutzen-Rechnungen abzuzählen. Das Resultat wäre geeignet, Jahrzehnte von Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit über Nacht in Staub zu verwandeln. Schon daher kann man „gar nicht früh genug“ damit anfangen, den kleinen und großen Bundesbürgern das richtige Bewusstsein zu vermitteln.

In Schweden beispielsweise hat das falsche Bewusstsein überlebt. Das Land ist zwar in der EU, aber nicht im Euro. Und nach einer jüngsten Umfrage bestehen 88 Prozent der Schweden darauf, auch weiterhin außerhalb der Gemeinschaftswährung zu bleiben. Die Ergebnisse dieser Bockbeinigkeit lassen sich in den Wirtschaftsdaten des Landes ablesen: Während die deutsche Wirtschaft im dritten Quartal 2011 praktisch gar nicht mehr zulegte, wuchs die schwedische um 4,2 Prozent. Und der Außenhandel? Der bricht doch zusammen, wenn man keinen Euro hat, oder? Nun, der schwedische Exportüberschuss wuchs im Oktober 2011 um 42 Prozent gegenüber dem des Vorjahresmonats. Damit die Deutschen von solchen Zahlen nicht auf falsche Gedanken gebracht werden, muss man ihnen zweifellos allerhand einflüstern und ihr „Bewusstsein verändern“.

Da ist schon viel erreicht worden. Die deutschen Steuerzahler lassen sich von keiner noch so astronomischen Zahlungs-, Bürgschafts- oder Garantieforderung von der gründlich einstudierten Überzeugung abbringen, dass sie vom Euro-System mehr Vor- als Nachteile haben. Sie sehen: Wir sind gar nicht störrisch und eigensinnig, wie nimmermüde Nörgler behaupten.

Allerdings gibt es immer wieder Rückschläge. Oft an Stellen, wo wir sie am allerwenigsten erwartet hätten. Meist liegt das daran, dass wir nicht richtig aufgepasst haben und sich etwas einfach so entwickeln konnte, ohne dass die Bewusstseinswärter rechtzeitig eingegriffen haben.

So geschehen bei der Piratenpartei. Die macht eigentlich alles richtig: Sie wärmt uralte linke Forderungen auf und verpasst ihnen damit den heiß begehrten Anschein, jung, frech und unangepasst zu sein. Nun aber der Schock: Entsetzte Beobachter haben festgestellt, dass bei den Piraten keinerlei Frauenförderung betrieben wird. In der Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus sitzt neben 14 Männern nur eine Piratin.

Auf der Bundesebene sieht es nicht besser aus, nein, eher schlimmer sogar. Die einzige Frau, die dort von sich reden macht, ist die Bundesgeschäftsführerin Marina Weisband. Die allerdings tritt eher auf wie die Wiedergeburt des „reizenden Fräuleins“ denn als kampferprobte Männerfresserin. Die etablierte Feministenszene ist stocksauer und fahndet nach den Ursachen der Katastrophe.

Vermutlich liege das daran, dass Frauen in der Computerfan-Szene, aus der die Piratenpartei entsprungen ist, viel zu wenig unterwegs seien, vermutet die „Emma“. Egal, da muss etwas getan werden. Eine Frauenquote würde das Problem aber nur oberflächlich lösen. Langfristig sollten wir den Jungen das Lernen und Spielen am Computer vergraulen, dann würden die Mädchen automatisch aufholen. Denn Gleichmachen geht immer noch am besten, indem man die Besseren schlechter macht, und nicht umgekehrt. So praktizieren es die Bildungsreformer seit Jahrzehnten.

MEINUNGEN

*Der Philosoph **Peter Sloterdijk** verriet dem „Handelsblatt“ (16. Dezember), was er vom heutigen **Griechenland** hält:*

„Die Idee des Staates ist in Griechenland noch gar nicht angekommen. Ich ärgere mich jedes Mal, wenn die Leute sagen, Griechenland sei die Wiege der Demokratie. Das reale Griechenland ist eine psychopolitische Ruine, in der eine vierhundertjährige türkische Besatzung einen Bodensatz an Resignation, an Privatismus, an Schlaumeierei, an Staatsferne hinterlassen hat.“

***Alice Schwarzer** hat große Sorge um die Länder des **„arabischen Frühlings“**. In „Emma“ (Heft 1, 2012) schreibt sie:*

„So unterschiedlich die genannten Länder sein mögen, in allen wabert dieselbe explosive Mischung: ein Amalgam aus Nationalismus und Islamismus. Da treffen die neuen Herren der Gottesstaaten auf die alten Patriarchen der Männerstaaten. Eines kommt dabei ganz sicherlich nicht raus: eine Demokratie. Und schon gar keine Gleichberechtigung der Frauen.“

*Der renommierte schwedische Krimi-Autor **Henning Mankell** setzt im „Focus“ (27. Dezember) zur **Generalabrechnung** mit der **EU** an:*

„Ich glaube nicht an die Gefahr, dass Deutschland und Frankreich noch mal Krieg führen werden ... Wir leben längst in einer anderen Welt, wir brauchen keine Europäische Union, und ich bin mir sicher, dass viele Politiker in Europa so denken. Die Union bringt viele Probleme und wenig Nutzen.“

Der Schicksalsschlag

*Entrissen ward der Nation
ihr Führer, ihre Sonne,
ihr Leitstern und ihr größter Sohn,
ihr Spender aller Wonne.*

*Drum angesagt im ganzen Land
sind kollektive Zähren,
den Heißgeliebten, der entschwand,
in Dankbarkeit zu ehren.*

*Da weinen nicht die Menschen nur,
die wirklich zu bedauern,
selbst die Natur, laut Agentur,
macht mit beim großen Trauern.*

*Zur Todesstunde habe gar
der heilge Berg gewimmert.
und drüber habe sonderbar
der Himmel rot geschimmert!*

*Gewiss, der Schicksalsschlag war schlimm
– auch wir sind voller Rührung –
nur gibt's ja gleich den nächsten Kim
dank göttergleicher Führung:*

*Es folgt, auf dass dem Volk
nichts fehlt,
als Erbe Kim der Dritte,
noch vom Verblichnen
auserwählt,
wie unter Kimmen Sitte.*

*Im Rest der Welt wird nun sinniert,
was weiter mag geschehen –
indes Auguren schon versiert
ans Kim-Mutmaßen gehen!*

*Doch seht, was dumm wär' am Gewehr,
mit Folgen, ganz extremen,
kann ich hier tun – und nach Begehr
aufs Korn die Kimme nehmen!*

Pannonicus